

Mitteilungen aus dem
Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und
Literatur in Hamburg

10. Jahrg. Hamburg, Frühling 1917. Nr. 3.

Inhalt: Paul Wiede. Von Dr. C. Holm. — Der Quickborn in den Kinderschuhen. Von Paul Wiede.
— Niederdeutsche, besonders westfälische Vornamen in besonderer Anwendung. Von Dr.
Gottfried Kuhlmann. — Kriegsbriefe. — Die Quickbornbücher. Von D. Steilen. —
Rundschau. — Sprachecke. — Theater. — Bücherbesprechung. — Aus Zeitschriften und
Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Paul Wiede

Goethe über die Werber. Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas wirken kann, muß ein Plagegeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft, er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt; er muß sein, was Homer an den Helden preist, er muß sein, wie eine Fliege, die verscheucht, den Menschen immer wieder von der anderen Seite anfällt.

Paul Wriede.

Von Dr. Carl Holm.

Im September 1906 schrieb mir eines Tages ein Herr Wriede, er hätte die Absicht, meine Skizze „Klas Röhne“, die gerade in den „Hamburger Nachrichten“ abgedruckt war, im Quickborn vorzulesen, ob ich nicht Lust hätte, der Sitzung beizuwohnen? Ich kam und fand in einem ziemlich kahlen Zimmer eines Lokales am Gänsemarkt in Hamburg eine Versammlung von höchstens 1¹/₂ Duzend Leuten, meistens Herren, einige Damen, die sich zwanglos um einen großen Tisch gruppieren, ihr Glas Bier trinken, ihre Zigarre rauchten und sich gemütlich unterhielten, bis Wriede — am Kopfende des Tisches — unmerklich aber sicher die Leitung des Gesprächs übernahm, nach einigen einleitenden Worten ganz vorrefflich vorlas und den Verlauf der Zusammenkunft nach meiner Ansicht so anregend und interessant gestaltete, daß ich das Zimmer als Mitglied des Quickborn verließ.

Diese Art Werbung ist charakteristisch für Wriede. Er schlägt nicht die große Trommel, er holt seine Mitarbeiter nicht herdenweise heran, er tritt in ein persönliches Verhältnis zu dem einzelnen und hat fast immer gewonnen, wenn man nur kurze Zeit mit ihm zusammen ist. Er hat etwas Überzeugendes und Einnehmendes in seinem Wesen und Auftreten, daß ein Gleichgültigbleiben fast unmöglich ist. Man tritt auf seine Seite oder ihm gegenüber — das letztere ist wohl kaum vorgekommen. Gegner hat er eigentlich nie gehabt, wohl Rivalen seiner Bestrebungen, auch Neider, aber keine nennenswerten Gegner. Daß darum seine Aufgabe leicht gewesen sei, das zu behaupten bin ich weit entfernt — im Gegenteil! Selten hat jemand im Interesse einer guten Sache ganz uneigennützig so viel Opfer gebracht wie gerade Paul Wriede. Ich hätte anstatt seines Namens über diese Plauderei ebensogut setzen können „Das Werden und Wachsen der Vereinigung Quickborn“, denn in dem Namen Paul Wriede ist diese Entwicklung begriffen. Wenn die hauptsächlich auf Anregung von Professor Stuhlmann gegründete Vereinigung in den ersten beiden Jahren sich noch auf diesen Namen stützte, so besorgte doch die eigentliche Arbeit Paul Wriede, nachdem Stuhlmann sich auf sein ländliches Tusculum zurückgezogen hatte.

Wriede hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den niederdeutschen Bestrebungen den Raum im Leben der Nation zu schaffen, den sie mit Recht beanspruchen, aber bisher nicht hatten durchsetzen können. Und diese Aufgabe hat er mit einer Treue, einer Fähigkeit und Beharrlichkeit erfüllt, die aufrichtige Bewunderung und uneingeschränkte Anerkennung verdienen. 1904 wurde die Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg mit 7 Mitgliedern begründet — der letzte Bericht kann eine Mitgliederzahl nennen, die das elfte Hundert bereits überschreitet.

Wem es, wie mir, vergönnt war, jahrelang neben Paul Wriede in bescheidener Weise mitzuwirken, wer all die Mühe und das Ringen des jungen aufstrebenden Vereins miterlebt hat, wer es erfahren, wie immer der Leiter aus allen Fährnissen einen Ausweg wußte, wie er mit kühnem Wagemut sich an die größten Aufgaben machte und sie trotz aller scheinbar unüberwindlichen Hindernisse siegreich bewältigte, der muß eingestehen, daß nur unter einer solchen Leitung eine derartige Entwicklung möglich war, wie der Quickborn sie in der kurzen Zeit von 12 Jahren erreicht hat. Wie dieses Werden und Wachsen sich gestaltet hat, ist im Februarheft 1914 der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ von berufenster Feder dargelegt worden; ich könnte nichts Wesentliches hinzufügen als nur die Tatsache, daß gerade die Kriegsjahre diese Entwicklung nicht gehemmt, sondern im Gegenteil in nicht voraussehender Weise gefördert haben. Auch dieses wieder ist das Verdienst Wriedes, der sofort erkannte, daß gerade in diesem Kriege der Wert niederdeutschen Wesens hervorragend zur Geltung kommen müsse, und daß es notwendig sei, die niederdeutsche Sprache zu einem starken Bande zwischen den Kriegern draußen und der Heimat zu gestalten. Ich sage niederdeutsche „Sprache“ und erinnere mich dabei mit Behagen, in welche Erregung Wriede jedesmal geriet, wenn jemand in seiner Gegenwart von einem plattdeutschen „Dialekt“ sprach. Dann konnte er, der sonst niemand gern auf die Zehen tritt, sondern die Eigenart eines jeden zartfühlend achtet, sehr deutlich werden.

Mit besonderer Freude gedenke ich der Vorstandssitzungen, an denen ich mehrere Jahre lang teilgenommen. Wenn da ein jeder zur Versammlung seine besonderen Wünsche, Anliegen, Pläne und Vorschläge mitbrachte, so ordnete sich doch wie von selbst alles dem Plan ein, den Wriede jedesmal fix und fertig vorlegte. Ihn mit einem Vorschlage zu überraschen war kaum möglich. Er hatte stets alles reiflich vorher bedacht und überlegt und für neue Veranstaltungen meistens die ganze Ausführung im Kopf schon fertig, ehe man in die Besprechung eintrat, er hatte sogar meistens schon die Rollen verteilt, die einem jeden zufallen sollten. Er war, um es kurz zu bezeichnen, ein wenig Autokrat bei diesen Beratungen. Aber er war als derjenige, der die Hauptarbeit leistete, in seinem Recht, und dem beugten sich willig die übrigen Vorstandsmitglieder — außer einem. Wie in allen Verhältnissen des Lebens hörte die Gemütlichkeit auf, sowie die Geldfrage berührt wurde. Der Klassen-

führer wollte sich selbst von seinem Freunde Wriede nicht in seinen Kram hineinreden lassen und hielt die Taschen ängstlich zu, sobald Wriede, wie fast jeden zweiten oder dritten Abend, mit neuen Vorschlägen zum Ausbau des Hauses kam. Dann entspann sich ein ergötzlicher Kuhhandel zwischen den beiden Potentaten, der in der Regel mit einem Kompromiß zu Gunsten von Wriede endete. Denn er hatte auch in Geldfragen die Mehrzahl immer auf seiner Seite, da er als vorsichtiger und erfahrener Kaufmann niemals kostspielige Experimente vorschlug. Aber mit einer frohen Zuversicht des Gelingens machte er sich an Aufgaben, die dem mißtrauischen Kassensführer den Ruin seiner Kalkulationen bedeuteten, die aber schließlich in der Ausführung den Wagemut ihres Unternehmers rechtfertigten. Die ersten größeren Vorlesungsabende, die Veranstaltung der bald so beliebten „Sögen“, die Herausgabe von Zeitschrift und Büchern, sogar die Verlegung von Versammlungen in einen größeren Raum, der mehr Miete kostete — alles mußte dem Kassensführer abgerungen werden. Schließlich hat Wriede immer Recht behalten. Meisterhaft verstand er es, für seine Sache zu werben und überall Freunde seiner Bestrebungen zu finden, die ihm Zeit und Mühe ohne Entgelt opferten. Seine Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit wirkten geradezu ansteckend. Die „Mitteilungen aus dem Quickborn“ haben für Schriftleitung und Honorar keinen Pfennig gekostet. Wenn man einmal fragte: „Haben Sie denn schon wieder Stoff für eine neue Nummer?“, dann kam regelmäßig die schmunzelnde Antwort: „Für drei Hefte mindestens bin ich versorgt“. Die lange Liste der freiwilligen Mitarbeiter, die das Februarheft 1916 mit 137 Namen anführt, spricht eine deutliche Sprache. Der letzte ist Paul Wriede selbst — darum nicht der produktionsärmste. Nach Zahl und Wert der von ihm selbst verfaßten Artikel hätte sein Name an der Spitze stehen müssen. Wie er es fertig brachte, die große Summe von Arbeit zu leisten, die das Amt des ersten Vorsitzenden, des Schriftleiters der Mitteilungen, des Hauptkorrespondenten und manche andere Obliegenheiten von ihm forderten, ist nur zu verstehen durch die Begeisterung, die er seiner selbstgeschaffenen Aufgabe entgegenbrachte, durch eine beispiellose Aufopferung von Zeit und Mühe, durch eine Leistungsfähigkeit, die nicht häufig gefunden wird. Wenn man ihn bisweilen zwischen Bergen von Manuskripten, Briefen, Anfragen, Mitteilungen usw. traf und fragte, wie er damit ohne Hilfe fertig würde, pflegte er lächelnd zu antworten: „Oh, das ist nicht so schlimm. Freilich,“ fügte er wohl mit seiner Ironie hinzu, „man hat ja nebenbei noch sein Geschäft!“ Daß dies sich nicht „nebenbei“ erledigen ließ, daß sein Beruf ihn aufs intensivste in Anspruch nahm, ist seinen Freunden kein Geheimnis. Trotzdem fand er noch Zeit, sich im Dienste der niederdeutschen Sache und des Heimatschutzes schriftstellerisch zu betätigen, an Kongressen und Versammlungen außerhalb Hamburgs teil zu nehmen, Vorträge zu halten, die durch ihre Gediegenheit dauernden Wert besitzen, für sich selbst eine Sammlung von Kinderliedern, Reimen,

Sprüchen, Redensarten und Wortbildungen anzulegen und allen niederdeutschen Schriftstellern, mit denen er in Verbindung kam — wer hätte da gefehlt? — ein Interesse entgegenzubringen, das sich nicht auf höfliche Teilnahme und Redensarten beschränkte, sondern durch die Tat förderte. Ich nenne da nur Gorch Fock und Rabe. Wie oft bin ich Zeuge gewesen, daß er auf den ersteren einredete, doch endlich aus seiner bescheidenen Zurückhaltung hervorzutreten und einem größeren Kreise zu zeigen, was er könne. Daß dies schließlich geschah, ist nicht am wenigsten Wriedes Verdienst. Auch Rabe ist durch ihn veranlaßt worden, mit seinen wertvollen, in langer Lebensarbeit gesammelten Forschungsergebnissen an die Öffentlichkeit zu treten. Im Rabe-Fest der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ — August 1913 — heißt es freilich in Wriedes „Rabe-Aussatz“: „Ohne die aus dem Quickborn kommende Anregung würde sowohl das Kasperbuch wie auch das Speicherbuch nie geschrieben worden sein.“ Aber die Eingeweihten wissen, daß es persönliche Anregungen des Vorsitzenden selbst waren, die Rabe ermunterten. Nie wurde Wriede es müde, niederdeutsche Schriftsteller aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen, sie zu Vorträgen, zum Vorlesen ihrer Werke zu veranlassen und ihnen damit eine Resonanz in der Öffentlichkeit zu verschaffen. Was er für Wertschätzung und Verbreitung der Werke Stavenhagens getan, wie er in stiller unermüdlicher Arbeit bestrebt war, dem Lebenswerk des Dichters nach dessen frühem Tode Geltung zu verschaffen, ist der Allgemeinheit kaum bekannt geworden. Stets war er bestrebt, niederdeutschen Schriftwerken einen größeren Verbreitungskreis zu schaffen, bei allen Gelegenheiten fand er Anlaß, ihre Werke in's Publikum zu bringen, und wenn unter den Feldpostsendungen von Büchern das niederdeutsche Schrifttum einen hervorragenden Platz einnimmt, so ist das vor allem Wriedes unermüdlicher Fürsprache zuzuschreiben.

Sein Wirken blieb nicht an der Oberfläche haften, wie es in einem Verein, der vor allem volkstümlich sein mußte, leicht hätte geschehen können; er schürfte nach tieferen Schätzen, er wußte Männer der Wissenschaft für seine Sache zu interessieren und brachte ihren Forschungen und deren Ergebnissen ein weitgehendes Verständnis entgegen, ja, es gelang ihm, solche Männer zu populären Vorträgen zu veranlassen und damit die Vereinstätigkeit weit über das Niveau der übrigen niederdeutschen Vereinigungen emporzuheben. Die „Mitteilungen aus dem Quickborn“ sind im Laufe der Jahre zu einem Blatt geworden, das kein Gelehrter, der auf dem großen Gebiet des Niederdeutschen arbeitet, ohne Beachtung lassen darf. Viele der Aufsätze bieten für den Forscher eine Quelle wertvoller Aufschlüsse, die ohne Mitarbeit des Volkes selbst längst verfiel wäre. Neben dem Wissenschaftler kommt da Jedermann zu Worte, der aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen irgendwie Beachtenswertes mitzuteilen hat. So bildet das Blatt eine Verbindung zwischen den oberen Schichten, die wissenschaftlich bearbeiten, was ihnen aus dem Volke zugebracht wird, und allen Ständen, die Interesse für Niederdeutsch hegen.

Wriede war von Anfang an bestrebt, den Quickborn nicht zu einem Amüsierverein werden zu lassen, wie es so viele plattdeutsche Vereinigungen geworden sind. Stets betonte er mit Stolz, daß der Quickborn mit einem „Bierabend“ im Jahre auskomme, daß wir uns nie dazu herabgelassen hätten, unsere Mitglieder zusammenzutanzten. Wenn nach den Vereinsitzungen eine Anzahl der Anwesenden noch eine Weile beim Glase Bier zusammenblieb, so arteten diese Nachsitzungen niemals zu Kneipereien aus, es wurde eigentlich die Diskussion nur da wieder angeknüpft, wo sie mit Schluß der offiziellen Sitzung geendet hatte. Im persönlichen Verkehr treten sich die Mitglieder, die den verschiedensten Ständen angehören, die nur durch die gemeinsame Neigung geeint werden, näher, und manche wertvolle Anregung ist diesen Plauderstunden entsprungen.

Wriede ist der Sohn eines Finkenwärders und vereint in sich die wertvollen Charaktereigenschaften, die diesem Schiffer- und Fischer-volk zu eigen sind: Treue, Beharrlichkeit und Zähigkeit. Mit dem gesunden niederdeutschen Konservatismus eint sich in ihm eine kräftige Neigung zum Fortschritt. Wie seine engeren Stammesgenossen in ihre Rutter der modernen Motor einbauen, um nicht rückständig zu werden, so klebt auch er nicht beharrlich an alten überkommenen Formen, sondern weiß das Neue geschickt seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er hat sich nicht auf enge Gebiete beschränkt, was offenbar bequemer gewesen wäre, er ist mit Eifer den verschiedenen Wegen gefolgt, die den deutschen Niederländer mit dem Holländer, dem Kapburen, dem Blamen zusammenführen können. Die Freunde seiner Bestrebungen sitzen über die ganze Welt verteilt; darüber könnte sein Briefwechsel überraschenden Aufschluß geben, der manchen erst aufklären würde, wie weit ein kraftvoller Wille, der ein bestimmtes Ziel im Auge hat, zu dringen vermag.

Ich habe in diesen knappen Ausführungen den Wert des bisher von Paul Wriede Geleisteten und Geschaffenen nicht annähernd ausschöpfen können; ist er doch ein weiter Wirkender und Strebender, von dessen „Lebenswerk“ man noch nicht sprechen darf, ohne ihm Unrecht zu tun. Wenn er jetzt nach jahrelanger Arbeit einen Teil seiner Ämter abgegeben hat, so ist das sicher nicht geschehen, um ein Otium cum dignitate zu genießen. Die Ruhe widerstrebt dieser Natur eines beispiellos fleißigen Arbeiters im Geiste. Wir haben von ihm sicher noch manche bedeutungsvolle Früchte seines Strebens zu erwarten.

Daß Hamburg im letzten Jahrzehnt zu einem Vorort oder vielmehr zu dem Vorort der neuplattdeutschen Bewegung geworden ist, daß diese Bewegung selbst eine Bedeutung im geistigen Leben der Nation gewonnen hat, die nicht ignoriert werden kann, daß der „Quickborn“ aus einem zarten Pflänzchen zu einem starken gesunden Baum geworden ist, der sämtliche niederdeutschen Vereinigungen an Mitgliederzahl und innerem Wert weit überragt, schließlich daß die hamburgische Regierung die Bedeutung der niederdeutschen Bewegung voll anerkannt und dieser Schätzung nachdrücklich Ausdruck verliehen hat, das haben wir vor allem der stillen, aber stetigen Arbeit von Paul Wriede zu danken. — Den Dank wollen wir ihm hier aussprechen.

Der Quickborn in den Kinderschuhen.

Von Paul Wriede.

„D. Steilen, Wriede Nachfolger“ hat mich aufgefordert, ihm für die „Mitteilungen“ einen Aufsatz zu schreiben. Erinnerungen aus der Quickbornarbeit sollen es sein. Da könnte ich vielleicht einen Griff tun in die schwarzen Kästen mit den Aufschriften „Quickborn-Ärger“, „Beleidigte Dichter“, „Lob und Tadel“ usw. Dabei würde es auch — abgesehen natürlich von dem stets ernst zu nehmenden Lob — allerlei zu lachen geben. Aber warum soll ich mich vorzeitig um die Beschäftigung meines — hoffentlich — sorgenlosen Alters bringen? Mögen die Briefe meinerwegen sanft ruhen, bis ich alle jene mehr oder minder freundlichen Tadelbriefschreiber überlebt haben und als abgeklärter Greis den Quickborn-Jungmännern davon erzählen werde, daß das Wort am Lübecker Schifferhaus auch schon in meinen besten Jahren noch zu Recht bestand: Allen zu gefallen ist unmöglich.

Für heute möchte ich also lieber davon erzählen, wie klein der Quickborn angefangen hat, wie aber schon in der allerersten Zeit alle guten Keime gepflanzt wurden, die sich zum Teil inzwischen entwickelt haben, zum Teil noch des Sonnenstrahls harren, der sie zum Leben erwecken soll.

Die Gründung im Februar 1904 fiel in eine Zeit, in der von einer „plattdeutschen Bewegung“, so lange auch schon von ihr gesprochen wurde, tatsächlich recht wenig zu spüren war. Von einer ernsthaften, wo es sein muß, auch kritischen Arbeit wußte man in den plattdeutschen Vereinen damals nicht viel. Das Vergnügen wurde gar zu wichtig genommen. Wenn irgendwo ein plattdeutscher Tanzabend stattgefunden hatte, der der Vereinskasse 13 Mark 86 Überschuf gebracht hatte, so war man geneigt, den Abend gleich auf die Vorteilsseite der plattdeutschen Bewegung zu buchen. Nun, den Tanz in allen Ehren! Ich habe, als es noch Ärzte gab, die einem ein unschuldiges Vergnügen gönnten, auch recht gern getanzt. Aber für eine „Bewegung“ ist mit der Tanz doch viel zu steif, da muß es erst noch ganz anders kommen!

Es waren sechs Männer, mit denen Schulrat Dr. Stuhlmann die Gründung eines plattdeutschen Vereins verabredet hatte. Aber von den „sieben Einigen“, wie Stuhlmann die Gründer scherzend nannte, trat einer schon wieder zurück, ehe er sich noch irgendwie an der neuen Vereinigung beteiligt hatte. Die Gründung fand in Stuhlmanns Wohnung statt, die nächsten Abende mit 6—20 Teilnehmern wurden zumeist im Umkreise der Börse abgehalten: im Börtenkeller, Börsenhof, Börsenhotel, dann im Restaurant Hinrichs an der Börsenbrücke. Die Wirte wußten offenbar die Ehre nicht recht zu schätzen, die ihnen der damals noch „Freie Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur“ genannte Quickborn antat. Das vorher belegte Zimmer erhielten wir in der Regel nicht. Einmal machte uns der Börsenhof sogar obdachlos: wir mußten auf die Wanderschaft gehen und fanden für den Abend Unterkommen in Bartels Hotel (Poststraße). Erst in dem hübschen Keller bei Hinrichs trafen wir es etwas besser. Oben in der großen Gaststube haben übrigens Professor Stuhlmann und ich unsern jehigen Vorjüngenden, Dr. H. v. Reiche „gekeilt“, noch im ersten Vereinsjahre. v. Reiche war sehr erbaut von unsern Absichten und aus seinem Munde kam bei dieser Gelegenheit zuerst ein Wort, das in uns mehr Zweifel als Hoffnung erweckte: Staatsunterstützung. Es dauerte denn auch noch eine ganze Reihe von Jahren voller Arbeit und Sorgen, bis sie dem Quickborn zuteil wurde. Dr. v. Reiche aber wurde damals das 20. Mitglied unserer Vereinigung. 22 brachte das Jahr 1904 im ganzen, 10 davon gehören ihr noch heute an. Die „Lokalfrage“ ließ übrigens den Quickborn erst im Jahre 1907 zur Ruhe kommen. Nachdem er im Wilsener Hof am Gänsemarkt längere Zeit bald in diesem, bald in jenem Zimmer gehaust hatte, (in dem kleinsten zumeist beim stärksten Besuch), boten ihm die Vorlesungszimmer der Patriottischen Gesellschaft auf Jahre hinaus würdige Versammlungsräume. 1916 endlich erreichte er durch das Entgegenkommen der Oberschulbehörde die Erlaubnis zur Mitbenutzung der schönen Hörsäle des Vorlesungsgebäudes und des alten Johanneums (der Stadtbibliothek).

Was der Quickborn im Laufe der 13 Jahre seines Bestehens heranreifen sah, hat fast ausnahmslos den Gründern vorgeschwebt. Daß manches weit mehr Resonanz gefunden hat, als wir damals zu hoffen wagten, ist eben daraus zu erklären, daß solche Arbeit bis dahin gefehlt hatte. Stuhlmanns Wunsch war die Schaffung eines Vereins, der sich von jeder Vereinsmeierei fernhielte und in seiner Arbeitsweise anderen plattdeutschen Vereinen als Vorbild dienen könne. Zunächst sollten, möglichst 14tägig, kleine Versammlungen stattfinden, in denen man sich über niederdeutsche Sprache und Dichtung gegenseitig unterrichtete. Für später wurde ein Hinausgehen in die Öffentlichkeit mit Vortragsabenden in großen Sälen in Aussicht genommen. Sehr früh tauchte auch der Gedanke auf, daß man vielleicht einmal ein ganz kleines Blatt gründen könne, das kurz über die Ereignisse auf unserm Arbeitsgebiet berichten und vielleicht hin und wieder einen in der Vereinigung gehaltenen Vortrag abdrucken sollte. Erwin Boehden brachte schon nach einer der ersten Sitzungen die Anregung, man müsse billige, dabei einfach, aber doch beglückende ausgestattete Bücher drucken lassen, um so mitzuhelfen, die Bevölkerung zum Lesen plattdeutscher Bücher zu erziehen. Stuhlmann ermüdete nicht, zur Sammlung von Ausdrücken aufzufordern, deren Verschwinden zu befürchten sei: auf den Wortschatz des Bäckereigewerbes, des Speichers wies er schon in den ersten Sitzungen hin. Es schwebte ihm damals wohl schon die Mitarbeit an einem hamburgischen Wörterbuch vor, deren Absicht — als wir sie 1913 zuerst an die Öffentlichkeit brachten — auch von Prof. Chr. Waltherr mit freundlicher Zustimmung begrüßt wurde.

Wir lebten damals bezüglich der Vorträge sozusagen von der Hand in den Mund. In jeder Sitzung wurde gefragt, wer auf dem nächsten Abend etwas vorzutragen habe. Meldete sich keiner — was bei der kleinen Mitgliederzahl ja häufig genug vorkam —, so mußte Stuhlmann seine Anfrage so energisch zu wiederholen, daß nunmehr oft gleich mehrere Anmeldungen kamen. Der Mühe, sich auf Vorträge vorzubereiten, mußten sich die Einzelnen ziemlich häufig unterziehen. Anregend waren die Abende fast immer, und nach etwa dem zehnten konnte Stuhlmann mit Befriedigung erwähnen: „Wir haben noch keinen verlorenen Abend gehabt.“

Zu den Versammlungen wurde zunächst handschriftlich durch Postkarten (die damals, bei bedeutend schnellerer Stadtbriefbeförderung als in der nachpodbielskischen Zeit, nur 2 Pf. kosteten) eingeladen. Später wurden die Einladungen hektographiert. Der Übergang vom Hektographenkasten zum Buchdrucker bedurfte gründlicher Überlegungen. In der hamburgischen Presse — die sich von Anfang an bereitwillig unserer Sache annahm — berichteten wir kurz über die Abende und luden Nichtmitglieder zu dem nächsten ein. An einem der Abende im ersten Vereinsjahr las Fritz Stavenhagen den 1. Akt seines „Dütschen Michel“ vor. Der Eindruck war sehr stark, obwohl Stavenhagen kein guter Vorleser war. Er war dem Quickborn beigetreten als dem einzigen Verein, dem er jemals angehört hatte. Als Wilhelm Boeck ihm im literarischen Echo vorgeworfen hatte, er schreibe „Quittje-Platt“, schickte er seine Austrittserklärung, die er aber auf meine Vorhaltungen bald wieder zurücknahm. Zuletzt sahen wir Stavenhagen im Quickborn, als wir am 28. März 1906 im großen Saal des Conventgartens den ersten öffentlichen volkstümlichen Vortragsabend eines plattdeutschen Vereins in Hamburg veranstalteten. Stavenhagen war von seinem Schmerzenslager aufgestanden und erklärte: „Ich hätte ja schon tot sein müssen, wenn ich heute nicht gekommen wäre!“ Wenige Wochen später starb er an den Folgen einer Gallensteinoperation.

Der eben erwähnte Vortragsabend fand etwa 900 Zuhörer. Der äußere Erfolg war groß, der Unterfuß betrug 150 Mark. Es war eine große Kühnheit in unserm Unterfangen gewesen. Wir hatten etwa 40 Mitglieder, was damals einen Gesamt-Jahresbeitrag von 240 Mark ausmachte. Bei den hohen Kosten für Saalmiete, Anzeigen, Künstlerhonoraren usw. gingen wir ein Risiko von über 600 Mark ein. Heute denke ich noch mit Behagen daran, wie unbehaglich uns einige Tage vor dem 28. zu Mute war, als wir in einer Sitzung vernehmen mußten, daß der Kartenverkauf äußerst schlecht sei. In den letzten Tagen hob er sich erfreulicherweise, sodasß wir mit einem blauen Auge davon kamen.

Von den lebenden nicht-hamburgischen Dichtern war es besonders Fehrs, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwandten. Ihm galt ein Vortrag E. Voehdens im ersten Vereinsjahre. Zu seinem 70. Geburtstage schlossen wir uns dem Vorschlage Fritz Wischers an, Fehrs'sche Bücher zu kaufen. Aus unserm inzwischen auf 196 Mitglieder angewachsenen Mitgliederkreise traten 60 als Besteller auf. An der gesamten Kaufsumme war der Quickborn mit fast einem Viertel beteiligt. Zu Fehrs' 70. Geburtstag gaben wir das erste Fehrsheft unserer „Mitteilungen“ heraus. Zur Vorfeier hatten wir bereits im Februar 1908 eine große Fehrsfeier im Conventgarten veranstaltet, den ersten großen Fehrs-Abend in Hamburg. Kurz vorher hatten wir den Dichter als stimmungsvollen Vorleser seiner Werke bei uns begrüßen können und ihn zum Ehrenmitglied ernannt. 5 Jahre später wurde seinem Schaffen auch das erste Quickbornbuch („Holstenart“, ausgewählt und eingeleitet von J. Bödewadt) gewidmet.

Der Quickborn hat in seinen ersten vier Jahren 100 Vortragsabende abgehalten (die einzelnen Themata sind nachzulesen im 3. Jahrgang der „Mitteilungen“, Seite 27). An einem Finkenwärders Abend schloß sich gar eine vierzehn Tage dauernde Kunstausstellung an. Bilder waren von Heinrich v. Mügel und vielen anderen bedeutenden Künstlern eingeschickt worden. Arthur Siebeiß hatte sich einen ganzen Tag als „freiwillige Hängekommission“ aufgeopfert. — Die Zahl der Vortragsabende wurde etwas eingeschränkt, nachdem unsere Arbeit sehr in die Breite gegangen war. Die im Oktober 1907 begründeten „Mitteilungen“ brachten uns übrigens bald zahlreiche auswärtige Mitglieder; die M. a. d. Q. haben sich auch für die Folge als ein kräftiges Werbemittel erwiesen, aber keineswegs nur für den Verein!

Was Gottfried Kuhlmann vor 3 Jahren gegen mich auf einem Spaziergange aussprach, daß wir doch immer noch in den Anfängen einer Bewegung steckten, das trifft wohl auch heute noch zu. Aber die Bewegung ist doch mit dem Quickborn gewachsen. Die Bedeutung unserer Arbeit erkennt man, wenn man einmal Umjchau hält nach dem, was vorher in der plattdeutschen Bewegung geleistet wurde. Die Zeitschriften bieten eine gute Handhabe zu solchen Vergleichen. Kein ehrlicher Beurteiler wird darum herumkommen, dem Hamburger Quickborn zuzugestehen, daß er auf seinem Gebiete — nächst Groth — die meisten und kräftigsten Anregungen gegeben und — daß er die Anregungen auch kräftig in die Tat umgesetzt hat.

Quickborns Kinderjahre waren voller Sorgen für seine Väter und Vaten, und ein Sorgenkind — namentlich ein Geldsorgenkind bei so niedrigem Beitrag und so großen Leistungen! — ist er heute noch. Aber wie er bisher „durchgehalten“ hat, wie er sich ausbreiten konnte selbst in den Kriegsjahren, die so manchen Vereinen und Bestrebungen schlecht bekommen sind, so wird er, das wollen wir hoffen, noch weit kräftiger aufblühen in der hoffentlich nahen Zeit eines neuen, deutschen, dauerhaften Friedens.

Niederdeutsche, besonders westfälische Vornamen in besonderer Anwendung.

Von Dr. Gottfried Kuhlmann. †

Die Frage nach der Herkunft und Bedeutung unserer Namen hat von jeher Berufene und Unberufene beschäftigt. Ist doch die Beschäftigung mit ihnen besonders anziehend schon wegen der kulturgeschichtlichen Ausblicke, die uns die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte eines Namens zu eröffnen vermag, wenn man ihn von seiner ältesten Form und Bedeutung an durch alle Zwischenglieder bis zur gegenwärtigen Gestalt zu verfolgen imstande ist. Das gilt besonders von den sog. Familiennamen, die ihre Entstehung dem immer mehr wachsenden Bedürfnis nach Unterscheidung verdanken; die Personennamen sind, entsprechend ihrer früheren Verwendung, der Bedeutung nach meist ziemlich durchsichtig. Sie müssen ja später allerdings auch als Familiennamen Dienste tun. Der Süden Deutschlands, der das kulturelle Übergewicht von jeher besaß, begann

mit der Einführung der Familiennamen, die nördlichen Küstengebiete folgten erst spät, und sie haben besonders die alten Personennamen bei der neuen Bildung bevorzugt. Daher finden sich im Norden auch die zahlreichen Ableitungen durch das angefügte — Sohn — son — sen oder — ing, das ebenfalls die Abkunft bezeichnet, wie Peterßen, Johannsen, Clausen und Clasen, Andersen, Matthießen usw. und Johanning, Lüdeking, Klasing, Frederking u. a. m. Hier ist der alte Bestandteil fast immer noch erkennbar. Wer aber erkennt ohne weiteres in Eggerts den alten Eckhart, in Lübberts den Liutbert, in Drees und Drees den Andreas, in Mews den Bartholomaeus? Diese vier Beispiele aus dem Niederdeutschen zeigen uns die beiden Hauptgebiete, denen die ältesten Personennamen entnommen sind. Neben den Altgermanischen treten mit dem Christentum und seinen Heiligen die fremdländischen, besonders die hebräischen, lateinischen und griechischen auf. Wie die Münze im Verkehr der Stämme und Völker sind sie abgegriffen und unkenntlich geworden, im niederdeutschen Sprachgebiet oft mehr als im hochdeutschen. Denn den Niederdeutschen trieb seine sprachliche Veranlagung besonders dazu, sich Eigennamen mundgerecht und bequem zu machen, vor allem diejenigen, die immer wieder vorkamen.

Vereinfachung und Zusammenziehung erwies sich besonders dann als notwendig oder angebracht, wenn man, wie es schon im späteren Mittelalter öfter geschah, einem Menschenkinde zwei oder mehrere Namen gab, die eine bessere Unterscheidung gewährleisten sollten. Hier machte man dann im Umgang aus zweien, ja dreien einen einzigen. Der Hochdeutsche hat das freilich auch vermocht, aber zu einer gewissen Meisterschaft haben es darin die Niederdeutschen gebracht, und unter ihnen nicht zuletzt die Westfalen. Den Vorgang der Vereinfachungen darf man sich allerdings nicht so vorstellen, daß man willkürlich eine beliebige Form erfunden hätte, sie sind vielmehr nach bestimmten Sprachgesetzen und sprachlichen Grunderscheinungen vor sich gegangen. Eine von diesen ist ja die, daß garnicht oder schwach betonte Silben von den betonten unterdrückt werden. Es siegt die, auf welcher der stärkste Ton liegt. So sind folgende Namen entstanden: Jan und Jost (Justus) Hiärm und Stoffter (Christophorus) Bärnd, Dierk, Korb, Klaus und Nickel (beide aus Nicolaus), Ulke und Falke aus Adelheid, Trockels aus Patroclus, Gärđ u. a. m. Bei vielen Namen finden sich mehrere Formen nebeneinander, da man häufig Verkürzungs- und Rosenformen bildete z. B. durch die Endung — ke, hochd. — chen. So gibt es zu Hilbe, niederd. Hille noch Hilleke, zu Gertrud Driidke, das zu Driike wird, Eberhard wird so zu Epke, daneben hält sich aber besonders die Form Ewerd, Jävert. Solche Formen entstehen auch zu bereits verkürzten Namen. Jette aus Henriette entstanden, wird Jettke, Meta (aus Margarete) zu Metke, Amalie zu Mälke, Meinhard zu Menke, Adolf über Dolf zu Dölsken und Andreas zu Dreesken.

Diese Beispiele ließen sich beliebig erweitern und vermehren. Weniger häufig als früher, aber doch noch recht zahlreich besonders bei älteren Leuten, sind die Doppelnamen, zu denen mündlich zwei oder auch wohl drei verschmolzen werden. So ergibt, um mit einem einfachen Beispiel anzufangen, in Zusammensetzungen mit Heinrich als zweitem Bestandteil Adam: Vomhtinnerk, Christophorus: Stoffhinnerk, Johann: Janhinnerk. So entsteht auch Janbärnd aus Johann Bernhard. Einige besonders bezeichnende Beispiele ergeben die weiblichen Vornamen. Da wird aus Marie und Elise Millis und Millis, Anna und Elise Allis, Anna und Marie Ammerie, aus Maria und Katharine wird Mariktrine, Miktrine und Mittin, Katharine und Marie ergibt Trimmerie, Katharine und Elise Trillis (ken), Elsa Benedictina — Elsebeen. Aus drei Namen setzt sich vollends zusammen Trimmerlesken und Amriggekathrin und Ammitt, das aus Ammittin verkürzt ist. Aber auch diese alterwürdige Namengebung stirbt aus. Mit vollem Bewußtsein gibt man hochdeutsche Vornamen, die man in der Sprache des Alltags auf dem Lande zwar noch meist in das gewohnte Plattdeutsch überträgt, soweit die Form es zuläßt. Wer auf Ludwig getauft ist, wird doch meist noch Lüdchen gerufen, und Elise wird auch zu Lise usw. Aber es kommen schon „hochtrabendere“ auf wie Julius und Emil u. a., mit denen man nicht viel anzufangen vermag, und statt des schönen alten Wiesken hört man meist Louise rufen und gar Driidken für Gertrud hat schon einen etwas unangenehmen Bei-

geschmack bekommen, da man so gern ein etwas schwerfälliges, unbeholfenes Mädchen nennt, kurz das, was der Städter naseringpfeud unter einem Bauernmädchen versteht. Diese Wahrnehmung leitet zu der Erscheinung über, daß eine Menge von Namen besonders im Sprichwort und in stehenden Redewendungen, die meist humoristisch-satirisches Gepräge tragen, auftreten. Wieso gerade dieser oder jener Name dazu kam, so eine besondere Rolle zu spielen, ist nur selten zu erklären. Der Bauer oder das Niederdeutsche wie jede noch nicht künstlich weiter gebildete Sprache überhaupt, liebt oder kennt ja durchaus nicht den abstrakten Ausdruck. Bildung, Veranlagung und Lebensweise drängen den Bauern zu einer durchaus konkreten Ausdrucksweise, die aus den ihn umgebenden Erscheinungen und Verhältnissen Bilder und Vergleiche heranzieht und so meist Gedanken mit äußerster Treffsicherheit prägt, wie sie im Sprichwort enthalten sind. Hierin liegt wohl die Erklärung dafür, daß viele Eigennamen dort gebraucht werden, wo sie ihrem eigentlichen Zweck untreu geworden zu sein scheinen. Statt einer Eigenschaft nennt man lieber ihren Träger, eine bestimmte Person. Solange z. B. nur gewisse menschliche Schwächen und Gebrechen, Untugenden oder Laster gegeißelt werden, konnte eine allgemein bekannte Person, die irgendwie Anstoß gab, leicht zum Typus werden, besonders wenn ihr Name nicht einer von den ganz alltäglichen war. Andererseits konnte ein Name durch seinen Klang an irgend ein Wort erinnern, mit dem er weder etymologisch noch begrifflich etwas zu tun hatte. Hierfür ein niedliches Beispiel: Eine Koseform zu Philippus, Lips, konnte und mußte an die Lippen erinnern, und so sagte man zu jemandem, der wohl die Lippen hängen ließ: „Lips, tüh de Brünnen up.“ Was der literarisch Gebildete „Kosebues Werke herausgeben“ nennt, bezeichnet der Westfale, wie schon Lauremberg in seinen Scherzgedichten, mit der Wendung „den Drik (Ulrich) anben“, grob, aber nicht mißzuverstehen in der Lautmalerei. Nicht so erklären läßt sich eine Reihe von fast sprichwörtlichen Redewendungen, die zwar auch Personennamen enthalten, aber im Gegensatz zu den vorigen solche, die gang und gäbe waren und noch sind. Für bestimmte Gegenden sind ja noch heute einige Namen besonders bezeichnend. Die Verehrung von gewissen Heiligen scheint der Grund dafür zu sein. Für das Rheinland ist der Peter charakteristisch, an den norddeutschen Küsten finden wir Clas und Jan. Gerade dieser letztere ist überall verbreitet und konnte sogar zur Bezeichnung der Allgemeinheit, besonders auch des Pöbels, des Jan-hagels werden. So spricht man von „Jan und alle Mann“, und schon ein mittelniederdeutsches Sprichwort sagt: Wenn Johann Allemann erst wet, so is et wnt noch kamen. Den, der den Mund gern recht voll nimmt, nennt man auch Jan vull Muul, den, der alles Neuzeitliche unbesehen hinnimmt, Jan Niggetid. Andererseits heißt ein sehr vorsichtiger Mensch, ein Stutzer, der sehr „Etpetete“ ist „Jan sine Reise;“ das plattdeutsche sin hat überhaupt von Menschen gebraucht, immer etwas Verächtliches: „Dat is 'n ganz sinen“. Der französische Jean Potage, dem der deutsche Harlekin entspricht, hat zu dem Schicksal des Jan seinen Teil beigetragen. Die andere Form des Johannes findet sich in dem Wort: All na grade kümt Hans in't Wammis, d. h., bringt er es auch etwas weiter. Nicht ungewöhnlich war auch Hermann, jeder konnte so heißen. Darum auch die Zurechtweisung für einen etwas plumpvertraulichen Burtschen: Use Hergott heit nich Häärm, he hett Häre un weet wol to gripen. Denn unser Herrgott läßt sich nicht duzen, sondern will höflich angesprochen werden. Merkwürdigerweise und ohne daß man den Grund erkennen könnte, nennt der westfälische Bauer wohl einen schlechten, steifen Pflankuchen „daor me met Holsken up danßen kann“ einen Mälhäärm, der Buchweizenpflankuchen, früher weit mehr ein Volksnahrungsmittel als heute, heißt noch jetzt Bookweitenjannhinneerk, und daß unsere Jungen im bunten Rock den Milchreis, die Montagspeife den „blauen Heinrich“ nennen, ist wohl überall bekannt. Ein besonders kleines Brot soll im Osnabrückischen früher „Wilken“ genannt sein; diese Bezeichnung könnte, wie z. B. auch bei den früheren kleinen „Matthiesstuten“ von dem Namen zu erlegenden Münze herrühren. Vom „Franzbrod“ wird noch heute in manchen Gegenden geredet.

Die Dümmlingsgeschichten, die im Volke noch jetzt umgehen, von dem Jungen z. B. der „7 Ellen Seife und 3 Pfund Band“ kaufen will, die Ubra in seinen

Blattdeutschen Briefen so köstlich zusammengestellt hat, werden nie namenlos erzählt, gerade als ob der Name die Wahrscheinlichkeit der Lügenmärchen erhöhen sollte. Vielfach heißt der gute dumme Bauernknabe ja Michel oder auch Stoffer, das sich ja bezeichnenderweise zum Stoffel entwickelt hat, in dem wohl auf den ersten Blick jemand ebensowenig den alten Christophorus vermutet, wie in dem Rüpel den alten Knecht Ruprecht und in der Meze die ehrbare Mechtild. Der ehrsame Dorfbewohner, der dörper, ist ja auch zum Tölpel erniedrigt worden. Gelegentlich heißt aber auch der Held der Dümmlingsmärchen Janhinnerk, „de tiischen Brautschapp un Molkenkamer graut worden is.“ Vielfach werden wir in diesen Namen wohl Erinnerungen an sog. Dünkes, die in Menge umliefen, an Fastnachtsspiele und Fabeln zu sehen haben. Immer wiederkehrende Figuren wie die der Narren, des Dummkopfes, des geprellten und geprügelten Bauern prägten sich natürlich dem Gedächtnis ein und gehörten bald zum eisernen Bestand in der sprichwörtlichen Redensart. Oft konnte der Name dem Zuschauer oder Hörer schon sagen, wo er den Träger desselben unterzubringen habe. Sollte nicht aus dieser Literaturgattung auch der erwähnte Jan sine Keise stammen oder der Hansdreesdrömmler, der Mensch, der mit nichts aus der Stelle kommen kann?

Zur näheren Charakterisierung werden alltägliche Vornamen auch wohl mit einem bezeichnenden Eigenschafts- oder Tätigkeitswort versehen. Slodderjochen, und -michel und -jan bezeichnen den unordentlichen Menschen, der alles verkommen läßt oder der besonders „slodderich“ angezogen ist. Hierher gehören auch Scheltnamen wie Abelhans, Braulhans, Zusammensetzungen mit dem aus Nikolaus entstandenen Nickel, das zwar auch allein gebraucht wird wie in „du aule Nickel“, besonders aber in Supnickel zum Vorschein kommt, ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch in dem allbekannten Pumpernickel enthalten ist. Der ebenfalls aus dem Nikolaus entstandene Klaus vertritt vielfach den Bu- oder Buzemann. Zusammensetzungen wie sie Fritz Reuter kennt, Dämeklas usw. find mir in Westfalen nicht begegnet, auch nicht das wohl besonders nordniederländische Dösbartel. Klatschfüchtige Weiber nennt man Quaske- und Sankettrinen, sie pflegen meist ja 'ne Gasseltange zu sein. Auch hier konnte es vorkommen, daß Anklänge an ähnlich lautende Tätigkeitsformen dazu führten, dem Eigennamen eine besondere Bedeutung beizulegen. Sanke ist vielleicht aus Susanne entstanden, sanken heißt aber auch „Unsinn reden“, weswegen man von einem „Sankenpatt“ spricht, „Et is eene rechte Sanke“ allein genügt aber auch schon. Ähnlich scheint das aus Adelsheid entstandene Talke an ein „talen“ (?) schwagen angelehnt zu sein. Interessant ist es hier zu beobachten, wie die Absicht, einem Namen eine Nebenbedeutung zu unterstieben, sich in der Ausprache bemerkbar macht. Elisabeth erscheint in den Formen Lisbet, Libet oder Libetken, Betken, von denen die letzten beiden schon etwas spöttisches Gepräge tragen. Will man aber ein Mädchen als besonders sanft und weichmütig oder zaghaft hinstellen, sagt man Lisebetken mit unverkennbarer Betonung des lise = leise, wie es ja vom Liskentreer und Liskentrett her bekannt ist. Den Fall, daß sich der Name in volksetymologischer Anlehnung erst bildet, haben wir in einer alten Bezeichnung des Branntweins, die aber wohl nirgends mehr anzutreffen ist. Er hieß, als man wohl noch brennen konnte, wie man wollte, Finkel-Jochen; wieso er zu diesem Namen kam, ist ohne weiteres nicht zu ersehen. In alten plattdeutschen Wörterbüchern findet sich aber auch wohl die Form Finkel —, die unserm Fenchel entspricht. Da man ursprünglich wohl nur den gemeinsten Fusel brandmarken wollte, so ist wohl möglich, daß die ältere und eigentliche Form Finkel-juche geheißsen hat, also Fenchel-Jauche gemeint war.

Nicht immer ausreichende Erklärungen lassen sich für die auf Tiere übertragenen Namen geben. Der Bauer pflegt ja von altersher seine Haustiere, mit deren Wohl und Wehe sein eigenes Dasein so eng verknüpft ist, zu benennen, besonders also das Rindvieh, Pferde und Hunde, mit denen er unter einem Dach lebte. Wenn man von der Gegenwart auf die Vergangenheit schließen darf, so gab man die Namen, entsprechend ihrem Zweck, nach besonders augenfälligen Merkmalen. Daher einmal Bezeichnungen nach den Farben, besonders bei Pferden und Rühen: z. B. Swatte, Witte und Brune, Voß und

Fahle, Wittkopp und Swattkopp, bei bunten Kühen Müntke. Von einem weißen Flecken auf der Stirn rührt her der Name Blessé. Daneben benutzt man wenigstens jetzt auch Personennamen, aber man scheut sich doch meistens, die allgemein bräuchlichen, alten guten anzuwenden. Da nimmt man die „aparten“, vielfach erst aus der Fremde oder doch in fremdem Gewande bei uns eingebrungenen, wie Mollh und Fanny und Toni u. a. Für die Tiere waren sie eben gut genug. Eine Besonderheit verdient hier angemerkt zu werden, daß nicht nur in Westfalen früher die Hunde den Namen Wasser trugen oder doch Flußnamen. So finden sich schon in der mittelalterlichen Literatur als Hundennamen außer dem erwähnten Wasser Strom und Rhin. Dieser kommt im Reineke Voh vor, im Staate Nobels des Löwen sind bekanntlich alle Glieder benannt, nach welchen Grundsätzen, ist nicht immer klar. Einige Erinnerungen daran sind ja noch heute durch die Dichtungen lebendig erhalten, wie die Namen des Reineke selbst, des Meisters Lampe, des Hasen, der allerdings auch Matten-Marten heißt, Isegrimms und Hinzens des Katers. Ob wir Anklänge an alte Tierfabeln in anderen Namen zu suchen haben? Et is scheen in aulen Jaoren as de Koh Bartelt hedde un de Bulle Jost, heißt es in einer bekannten Wendung, die man inhaltlich vielleicht vergleichen könnte mit der anderen: „Als die Tiere noch sprechen konnten.“ Meister Lampe heißt auch wohl noch Kord oder Kórdken und muß so seinen Namen mit dem Henker teilen; der aus der Fabel von der Königswahl der Vögel nicht unbekanntes Jaunkönig heißt Kord Johan, auch Jan in Tünken, von dem gesagt wird: he maket biswelen en egen Nest, was freilich so recht nur auf den Kuckuck paßt, der andere für sich sorgen läßt. Deshalb heißt es auch: Et get em as den Tunküenink, de sin egen Nest nich vormalen kann. Menschlichen Namen trägt sonst nur noch der Eichelhäher, aus dessen Geschrei man das Gärđ (Gerhard) herausgehört hat, weswegen er Gärđ Hiebert heißt.

Die hier angeführten Beispiele für die besondere Verwendung der Namen bilden gewiß nur einen verschwindend kleinen Bruchteil. Die meisten hörte ich im Osnabrücker Lande; daß wir es aber mit einem alten Brauche zu tun haben, beweist ein Blick in die älteste niederdeutsche, in Westfalen entstandene Sprichwörterammlung des Tunnicius, wo es schon heißt: Stotter bernt heft Stotterhenneken leif oder It hindert nummande, dat ein arm man hêt Conrät.

Kriegsbriefe.

IX.

(Vgl. 10. Jhrg. S. 48 ff.)

Rudolf Kinau ist eine zeitlang in der Etappe gewesen, sehr zu seiner Unzufriedenheit: „Nu sitt ick in de Etappe, mit acht Mann in jon lütte Rükkerkot, keen Licht, keen Sünn, keen'n Disch, keen Dinte, keen'n Plag un keen Tid to'n Schrieben. Na, dat ward woll bald anners!“ — Und es wurde denn auch bald anders, wie aus dem nächsten Brief hervorging: „Jä, nu sitt ick mitmol wedder up mien olen Plag, in min'n „Dick van Dok“-Boom vör B. Dat gung hier jo woll doch nee ohne mi. Na, ick freu mi, dat ick wedder hier biin — in mien egen Villa mit all' den scheunen besorgten Krom. In jon ool Etapp is doch nix loos, doar is keen Freuden un keen Krieg. Hier wackelt de Wand, hier is Leben in de Bood! Hier is dat, nem „die Pulse höher schlagen“, un nem man nachts so fein slopen kann. — De Rümreifere is nix. Goh man loos as jon Zigeuner, dat Bett und de Kinner up'n Buckel, un de Meubel vor'n Diev, un de Biblioteek unner'n Arm, un de Knarr üm'n Hals, un denn up Seesstebeln, un denn hier in de puckelige Gegend. Fragstn Franzos — den kamst ne verstoht, un fragst'n Soldat — de kickt di an un seggt: „I wollt di a grad' fragen!“ — Ne, dat is nix! Eigener Herd — dat is de Hauptjok!“ Rudolf Kinau ist dort übrigens zu einer Arbeit kommandiert worden, die eines Dichtermännchens würdig ist: „Hebb nu'n barg Arbeit, mütt all' de lütten Vogels singen loten un all' de Bäum un Büsch utbreken loten.“

Gust. Fr. Mener hat einen Offizieraspirantenkursus mitgemacht. „Dann geht es in die Kompanie zurück zu voraussichtlich hartem Dienst und schweren Kämpfen. Ich bin auf alles gefaßt! Es muß sein!“

Fern im Morgenlande wohnt Oskar Seelig, der Weihnachten von Konstantinopel einen Heimaturlaub eigener Art antrat: „Hilt hebbt wi den tweeten Wihnachtsdag. Dat tweete Mol ok, dat ick dat scheune Fests hier unnen fiern mutt. Nu hev ick hier ja veel Leev und Fründschaft to feuhn kriegen. Ober is dat to verwunnern, dat mi dat doch so'n beten schummerig üm't Hart wūr? Do segg ick ober to mi: „Sagt doch mol sehn, wat du nich mol forts so'n lütten Privaturlaub no de Heimat nehmen kannst. „Dree Dog streng“ von wegen un so, kümmt jo dorbi nich in Sicht. So sett ick mi denn inne Sofaeck rin, lüch mi de Bip mit den Helmatgaben-Tobak an, kreeg mi de Wihnachtsummer von den Quickborn to Hann' un denn — ja denn wir'k to Hus. Mit Jan Beumer pett ick den Diek lang, un mit de lütten Jungs in dat tweete Stückchen see ick den Backaben knastern und Franz-Ohm als Kinnjees in de Dör kamen. Een Dagenblick meer mi dat, as wenn ick Wintermantel antrecken muß, de Ohrenklappen dahlbinnen un op de Fingerspizen puken. Un dorbi is't doch scheun warm hier. — Als ick lesen harr, keek ick mol ut'n Finsler un meen meist anne Elm to sien. So scheun leeg de Bosphorus vör mi. Ganz glatt ebb he no dat Marmora-Meer to; blot an de asiat'sche Siet weer'n 'n paar Stromkrüfels to sehn. Anner min Finsler leegen lütte Frachtschepen un Fischerbööt to Draggen. Mennigeen har sin Focksejel to'n Dreugen upset, dat dat meist utsehn dee as an'n scheun'n Sündagmorgen bi Svelgönn, wenn min Segelvereen S. B. U. D. dor op af is, mol'n Streck dol to seeln, no de Lüß oder jo. Ober dat Woter her kiek ick in de Bargen von Asien rin und denk an min Reisen, de mi Summers öber tweemol no den Suez bröcht hebbt. Junge, wör dat'n Hitt. Stickt ober achter de Bargen doch nich dat, wat een sick woll denkt. Is doch'n ganz annern Krom bi uns in'n Norden. Anner Lüß, anner Kraft und anner Leben. — — — — — Hebb nu so'n scheunen Wihnachten hatt un segg den Kommandeur von „Plattdütsch Land un Waterkant“ min'n gehorsamsten Dank för den lütten „Heimaturlaub“, so as dat sick ock vör'n königlich preußischen Fortartilleristen heurt.“

Im letzten Heft, Seite 50, gehört die Mitteilung „Wir treiben uns noch im Westen herum“ usw. nicht auf Zeile 34, sondern weiter unten hinter Prof. Wippermanns Brief. Prof. W. schrieb uns übrigens noch: „Nun ist der Professor auch seit einigen Monaten dadraußen, im schönsten Schlamassel bei . . .! Jetzt sind wir gerade herausgezogen worden aus Lehm und Wasser. Soeben erhalte ich von meiner Frau die Weihnachtsnummer von „Plattd. Land un Waterkant“. Ich freue mich immer mächtig, wenn mich was Plattdeutsches hier erreicht. Rabes prächtiges „Bivat Butschenelle!“ hat köstliche Jugenderinnerungen in mir geweckt.“ — J. Christoff gibt — endlich! — einmal wieder ein Lebenszeichen: „Tschä, tschä, datt harrn Se wol nich dacht, von mi ok noch wat to heuern. Ich hev min Geschäft in'n Westen verkofft und wohn jetzt in de Karparthen dicht bi'n leben Gott. Dor loop ick nu in greunen Kittel mit Bargstebel un Ledderbügen rum un verseuk Ruski 'n beten Plattdütsch bitobringen. Datt heit, hei versteiht all tehmslich good uns Platt. Hei holt nämlich immer still henn un wi vertogelt em grod so, as wie uns datt op Plattdütsch afmookt hebbt.“ — Hans Langmaack hat den Vorleseaal mit dem Rekrutendepot vertauschen müssen: „Junge, dat is doch gornicht so lüch, „ein fröhlicher Soldat zu sein,“ wie uns' Gorch Fock sick dat vörnahmen harr. Dat Kommando „Stellung“, dat heet op Dütsch Henleggen, un „Sprung auf, marsch, marsch!“ sünd för uns ole Knoaken keen Vergnögen, besünners bi de Rill. De Snee un dat kohle Isen vun't Gewehr lat de Hann weh dohn, dat man de Engel in'n Himmel singen hört. Un de oll Up op'n Rüch! Aber fünst geht got. Man kümmt gornicht to Besinnung, un de Woch geht rum, ohn dat man sick verfüßt.“ — Wilhelm Schmidt (Rostock) benutz die Gelegenheit, Seemannsagen, Seemannsredensarten, Seemannslieder zu sammeln: „Ich heww mi ornlich verführt, plattdütsche Leider heww ick binah aeverhaupt nich an Burd funnen. „De Hamburger Rocksmaat“, „In'n swarten Walsfisch tau Altona“ un'n poor Leider, dei woll blots drückt sünd un nich sungeen warden, also nich lewig sünd“. Nach einer

Würdigung Gorch Focks schreibt Schmidt: „Von'n Quickborn hett mi noch freut, dat hei för Droste so insprungen is. Ein Grotmacht (dat is hei jo in uns' platt-dütsch Welt) kümmt also dütmal ok eenen Dichter tau gauden, den dat noch wat nütten kann. Helpt uns' Dichters, in jede Ort un Wies', denn hewwt Ji dat allerwichtigste för uns' Modersprook dahn. Un dat is dat, wat ik den „Quickborn“ all ünmer wünscht heww“. Diesen Wunsch hat nun freilich der „Quickborn“ schon seit dem ersten Jahre seines Bestehens erfüllt. Droste ist nicht der erste und wird auch nicht der letzte Dichter sein, für den der Quickborn bei Lebzeiten und bevor er sich „durchgesetzt“ hat, eintritt. Für manchen ist er schon eingetreten, als nur ein verschwindend kleiner Kreis von ihm wußte. Und sind wir nicht in neuester Zeit noch wieder für sehr viel Jüngere eingetreten, als Droste ist?

Die Sendungen aus der Quickborn-Kriegsbücherei (namentlich erzählende Werke plattdeutscher Dichter) erregen immer wieder große Freude. Im Dezember 1916 waren u. a. Bücher an zwei U-Boote gegangen, von denen inzwischen das eine sich im nördlichen Eismeer durch Aufbringung des Munitionsdampfers „Suschan“, das andere im Mittelmeer durch Versenkung des Linien Schiffes „Cornwallis“ bekannt gemacht hat. Von dem Kommandanten des einen, dem leider inzwischen im Dienste des Vaterlandes tödlich verunglückten Kapitänleutnant Busz (Schwiegerjohn unseres Dr. H. v. Reiche) kam das Dankschreiben: „Im Namen meiner Offiziere und in meinem eigenen Namen möchte ich Ihnen noch vor dem Auslaufen in Eile meinen herzlichsten Dank aussprechen für die wundervolle Bücherendung, welche uns auf unserer Fernfahrt viel Freude machen wird!“ Das stellvertretende Kommando des anderen Bootes schreibt: „Das unterzeichnete Kommando spricht Ihnen seinen wärmsten Dank aus für die lebenswürdige Übersendung der Sammlung niederdeutscher Bücher. Da unter der Besatzung besonders viele Freunde der niederdeutschen Literatur sind, ist Ihre hochherzige Gabe uns sehr willkommen. Die Bücher sind der allgemeinen Bibliothek des Bootes einverleibt worden und werden allen Mitgliedern der Besatzung zugänglich gemacht werden“.

Dr. D. Seebohm gibt ein schönes Beispiel, wie man das plattdeutsche Buch vielen zum Freunde machen kann: „In meinem Bereich sind sehr viel Hamburger, Hollsteiner, Mecklenburger und sonstige Plattdeutsche. Sie sollten erlebt haben, wie die ersten 40 nipp zuhörten, die auf meine Einladung im Unterstande zusammenkamen, um sich von mir vorlesen zu lassen (Fehrs Sünabend, Lau Reimaken, To Bett. Kaspergeschichten: Rieke und Zette; Constabler, Jude, Kasper), und wie sie, als ich endlich Schluß machen mußte, baten, „oh Herr Hauptmann, noch en Stück von Kasper“, und mich nicht ohne die Zusage ziehen ließen, bald eine Wiederholung zu veranstalten. Das zweite Mal las ich vor 50 Zuhörern; es waren schon einige Nichtplattdeutsche mitgekommen, die mir nachher erklärten, sie hätten fast alles verstanden und viel Freude daran gehabt. (Programm dies Mal: Lau Klingbüdel, Fische Krieg, Schoosterkat. Dirks Den Möller in Uvelgunn sin Steweln. Fock Präsidenten und Jalk ahoi! aus Hein Godenwind. Kaspergeschichten: Schmuhl. Menschenfresser. Feldhusar.) Inzwischen verließ ich schon von den Büchern, ließ sie aber noch unter meiner Obhut. An anderen Abenden habe ich dann gelesen: III. Reuter, 2. und 3. Kap. Franzosentied. Kaspergeschichten: Kasper als Arzt und Soldat. IV. Lau To Hus. Wisser, Dat Königriek vun Morgenstern, De Mann un'n Paradies. Kaspergeschichten: De Mosbüdel. Kasper als Jäger. Ein Mal konnte ich bei unserer Sanitätskompagnie vorlesen (Fehrs Sünabend. Lau To Bett. Reimaken. Kaspergeschichten: K. als Arzt) vor mehr als 150 Mannschaften und Offizieren, gesunden und kranken, in einem wohl geheizten großen Zelt, in dem es nachher von Beifall dröhte (draußen dröhnten derweil die russischen Kanonen). Vor meinem Urlaub will ich noch einen Lesabend halten. Dann gebe ich die Bücher in die Divisionsbibliothek, von wo aus sie mit anderen Büchern zusammen in kistenweisem Wechsel nach und nach allen Truppenteilen der Division (Landwehr-Div.) zugänglich gemacht werden. Und die Leute lesen viel und gern! Ich hoffe, ihnen durch meine Abende den Mund wässern gemacht zu haben, daß sie sich nach mehr solcher plattdeutschen Kost sehnen. Und daß sie solche Sehnsucht stillen können, das sollen und werden

sie dem Quickborn und seinem löblichen Bemühen danken, wie ich es tue". — Auch Otto Dethleffen berichtet Erfreuliches: „Nicht nur, um meinem lieben Quickborn die Veränderung meiner Anschrift mitzuteilen, schreibe ich diese Zeilen. Worte des Dankes dafür, daß der Verein unser hier drauhen durch Übersendung seiner Zeitschrift gedenkt, spreche ich gern aus. Mit mir wird sich jeder Quickborner freuen zu hören, daß namentlich aus den Mitteilungen auch die nieder-sächsische Mundart allgemein gefällt. In so manchen Unterständen liegen Quickbornbücher und recht gelesen sehen sie alle aus, ein Beweiss, daß sie benutzt werden. Sitze ich da in meinem Unterstande und lese die letzten Mitteilungen des Quickborn; ein darüber hinzukommender Kamerad sagt mir: „Du Dethleffen, kumm mal to mi rüber, da liggt 'n Book von — wie heet de Verein doch glieks —“ „Quickborn“, sagte ich ihm. „Soo, Quickborn, na wie geseegt, dat Book muß Du mal lesen, dat's 'n goodes Book.“ Ich ging, ließ mir das Buch zeigen und war zufrieden, denn nichts Beringeres als „Hollstenart“ von Jehrs hielt ich in der Hand. — Über meinen höchstgelegenen Menschen teile ich mit, daß es mir gut, sehr gut geht.“ — Von den zahlreichen weiteren Dankfagungen setzen wir noch folgende hierher. Margmilian Schmidt: „Dat weer aber en lütte Freid för mi, as ick eben dat Packet von Juch utpacken döhl! Mienen hartlichsten Dank, toglik ok in'n Namen vun all min Kameraden! De Böker hebbt Ji aber fein utföcht und ick hög mi all, wenn ick se de Kameraden in de Hand steken kann.“ — Herluf Gobenrath: „Vor 3 Tagen erhielt ich Ihre überaus freundliche Sendung, die ich als Bücherei unserer Bewachungskompagnie in Ehren halten werde. Das Interesse für Ihre Bücher ist allgemein und groß, da die Kompagnie aus Hamburg, Bremen und dem dazwischen liegenden Hannover zusammengestellt ist. Es sind also fast ausschließlich Niederdeutsche, welche den schönen Lesestoff mit größtem Vergnügen in den Muhestunden genessen. Viele waren erstaunt und erfreut darüber, daß es so schöne Bücher in plattdeutscher Mundart gibt und werden gewiß Freunde unserer gemeinsamen Sache werden.“ — Dr. E. Böttcher schreibt: „Die meiner Kompagnie freundlichst gestifteten Bücher sind in meiner Abwesenheit eingetroffen. Herzlichen Dank! Als ich die Leute nach meiner Rückkehr fragte, wie sie ihnen gefielen, machten sie ihre vergnügtesten Gesichter und der Sprecher gab seiner Begeisterung Ausdruck in der fulminanten Rede: „Scheun to lesen, Herr Leutnant!“

„Plattdütsch Land un Waterkant“ hat uns ein hübsches Gedicht eingetragen, unterzeichnet Nath, Leutnant und Adjutant:

„Plattdütsch Land un Waterkant“
so steiht dat up ein lütten Band,
dei von den Quickborn mit berich't
un up den Disch hier vör mi liggt.

Ein Quickborn is dat justement
vör väle in uns Regiment;
doch wat hier polnisch-schlesisch sprecht,
de find't in em sich nich taurecht.

Doch alle von dat platte Land,
un alle von dei Waterkant,
wi kenn' dat Lied von Eikboom doch,
un stark as hei, so stahn wi noch.

So blag dei See, so witt de Strand,
so blag de Luft, so witt de Sand,
so witt un trug, so stahn wi dor,
wenn plattdütsch Land is in Gesohr.

So trug höllt ok ein jeder fast,
dei bi dit Regiment blot Gast,
wo jeder schlesisch-polnisch rohrt,
an plattdütsch Sprak un plattdütsch Ort.

Wi altausam hewn uns erquickt
an des'n Quickborn, den Ji schickt.
Drüm segg ick jetzt in Rüssenland
vört ganze Bataillon den Dank.

Gleichzeitig kam auch diese Karte des Offizier-Stellvertreters Braus: „Für die lebenswürdige Gratisendung von „Plattdütsch Land un Waterkant“ verbindlichen Dank. Obgleich nicht von der Waterkant (Schlesier) habe ich als Kenner die Sachen mit Hochgenuß gelesen und kann jedem den Bezug empfehlen, der in diesen schweren Zeiten sich nach natürlichem Humor sehnt.“

Wer hilft uns, daß wir weiter durch unsere Dichter den Feldgrauen und Marineblauen Stunden der Freude bereiten können?

Die Quickbornbücher.

Es ist ein steiniger Boden, den wir bearbeiten, wie Paul Briede einmal treffend sagt. Nicht jede Pflanze, mag sie auch noch so gesund erscheinen, schlägt Wurzeln. Der Hindernisse sind gar viele. Der Kampf der bodenständigen Literatur gegen die leichte und feichte Eintagskost bestand und wird bestehen bleiben. Der Kreis derer, der mit der billigen Duzendware zufrieden sind, ist viel größer, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Will ein gutes Buch den Wettbewerb mit der Unterhaltungslektüre dieser Art aufnehmen, so muß es billig sein. Zu verdienen ist bei solchen Schriften nichts. Der Quickborn mußte sich von vornherein sagen, daß mit den Quickborn-Büchern kein Geschäft zu machen sei. Hätte er auf finanziellen Erfolg gesehen, so hätte er von der Herausgabe der Bücher absehen müssen. Es stand zum Glück aber nicht der kühl rechnende Kaufmann, sondern der warmherzige Volksfreund dahinter, der ein Werk um der Sache willen, der er dienen will, in die Hand nimmt. Und der niederdeutschen Sprachbewegung ist mit der Herausgabe der Bücher, die man nicht mehr missen möchte, ein großer Dienst erwiesen. Was lange währt, wird endlich gut! Das trifft auch hier zu.

Erwin Boehden machte bald nach der Begründung des Quickborns den Vorschlag, durch Herausgabe von Büchern die niederdeutsche Sache zu fördern. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden; aber es bedurfte langer und gründlicher Überlegung, um in der bekannten Form einen gangbaren Weg zu finden.

Seit April 1913 sind vierzehn Bändchen erschienen. Da mag es gestattet sein, auf die stattliche Reihe ein Weilchen rückwärts zu schauen, um die für die Auswahl maßgebenden Gesichtspunkte herauszuheben. Alle ordnen sich dem großen Gedanken unter, für die plattdeutsche Sache zu werben. Nach einstimmigem Urteile aus dem deutschen Blätterwalde haben sie diese Aufgabe trefflich erfüllt. Sie haben unserer für die niederdeutsche Sprache kämpfenden Vereinigung manches Mitglied zugeführt und manchen Freund erworben.

Der Vorstand hat es von vornherein abgelehnt, sich über die Folge bindend festzulegen; er wollte vielmehr den jeweiligen Bedürfnissen Rechnung tragen, oder mit anderen Worten, da zugreifen, wo sich erwünschte Gelegenheit bot, erfolgreich wirken zu können. Der Erfolg hat ihm recht gegeben. Also kein Programm im landläufigen Sinne, und doch ein großzügiges Programm, wie es nur eine starke Arbeitskraft durchführen kann.

Ausgewählte Werbebände stellen Fehrs „Holstenart“ und Drostes „Slusohr“ dar; beide enthalten Stücke aus den Werken der beiden Dichter mit der ausgesprochenen Absicht, den Leser zu den Quellen selbst zu führen. Was kann aber wohl mehr im Rahmen aller plattdeutschen Arbeit liegen, als unseren plattdeutschen Dichtern einen möglichst großen Leserkreis zu verschaffen, der zu weiterer Arbeit anregt und ermutigt?

Bücher volkskundlichen Einschlags sind Rabes Kasperbücher; sie zaubern uns in jene Zeiten zurück, da wir auf dem Jahrmarkt mit leuchtenden Augen dem lustigen Kasper zuschauten. Aus vielen Zuschriften aus dem Felde wissen wir, daß gerade die Kasperbücher dort großen Anklang gefunden haben.

Der Sprachwissenschaft dienen Rabes „Speicherbuch“, Klaus Groths „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“, Schnittgers „Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg“ und Goedels „Klar Deck überall!“ Abgesehen von Groths Briefen, die lediglich einen Neudruck der seit Jahren im Buchhandel vergriffenen Schrift darstellen und einem oft ausgesprochenen Wunsch nachkommen, behandeln die Verfasser der anderen Bücher in durchaus gemeinverständlicher Weise, die auch dem Nichtgelehrten Interesse abnötigen muß, Gebiete, die bisher wenig oder garnicht beachtet waren, wo sie aber bereits merklich befruchtend wirkten. Es sind vorbildliche Beispiele, die zeigen, wie man für weite Kreise über einen an sich zur lehrhaften Darstellung neigenden Stoff schreiben muß.

Den Bedürfnissen der plattdeutschen Bühne trug Bändchen 5: „Finkwarder Speldeel“ Rechnung. In zwei Einaktern, einem ersten und einem lustigen, weil es der Liebhaberbühne gute plattdeutsche Stücke, an denen es noch immer mangelt, bieten. Bei dem erforderlich gewordenen Neudruck ist jeder Einakter als Band für sich erschienen.

Vorwiegend unterhaltenden Charakter zeigen Lyras „Schnack und Schnurren“ und Dirks „Van Jabestrand und Wesferkant“. In den getreuen Spiegelbildern ihrer Entstehungszeiten werfen wir einen Blick in die damaligen Verhältnisse; es sind trotz des humorvollen Inhaltes kulturgeschichtliche Zeitbilder. Durch die Aufnahme der westfälischen und oldenburgischen Mundart ist aber andererseits dargetan, daß der Quickborn auch in seinen Büchern sein Arbeitsgebiet soweit steckt, daß alle Dialekte zu ihrem Rechte kommen. Das Vorkommen der Hamburgensien wird gerechtfertigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Hamburger Staatsunterstützung erst den Plan verwirklichen ließ und der größte Teil der Mitglieder in Hamburg wohnt.

Man hat es dem Quickborn nachgerühmt, daß er immer im richtigen Augenblick zuzufassen wisse. Das bestätigen auch die Quickborn-Bücher. Welcher Zeitpunkt konnte wohl, um nur eins herauszugreifen, für Goedels Buch über die Seemannsprache geeigneter sein, als die Tage, wo die deutsche Flotte, deren Sprache eben in diesem Buch dargestellt ist, sich der größten Flotte der Welt zum Kampfe stellte? Nach den Tagen des Skagerraks mußte Goedels Schrift geradezu als zeitgemäß erscheinen.

Die Anregung zur Lyras Buch ging von Dr. G. Kuhlmann aus, zur Finkwarder Speeldeel von Jacob Bödemadt, zum Neudruck der Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Prof. Borchling. Zu allen andern gab mindestens den ersten Anstoß Paul Wriede, der, getreu seinem Ausspruch „Probieren geht über Kritizieren“ vor reichlich Jahresfrist auch den Vertrieb der Quickborn-Bücher selbst in die Hand nahm und den wenigstens das jetzige schnelle Tempo ihrer Verbreitung mit Genugtuung erfüllen kann. Im Hinblick auf unsere niederdeutschen Vereinsbestrebungen dürfen wir uns freuen, daß Wriede diese Arbeit zu anderen Lasten auf sich genommen hat. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich Dank gesagt. Und bei seiner ibellen Arbeit fand er treue Mitarbeiter, die von dem gleichen Geist befeelt, demselben Ziele zustrebten. Auch ihnen sei herzlich Dank gesagt für ihre selbstlose Arbeit.

Der Grund des Hauses ist gelegt. Nun gilt es weiterzubauen, damit Stein auf Stein sich füge. Manche Handreichung wird erforderlich, manche Arbeit zu bewältigen sein. In einer Weise können alle helfen, die auch nicht an der Herausgabe mitwirken, nämlich dafür sorgen, daß diese allgemein als vorzüglich anerkannten Schriften im Volke verbrettet werden. Dazu bietet sich oft Gelegenheit, und sei es nur durch einen empfehlenden Hinweis in Freundes- und Bekanntenkreisen. Man benutze nur jede sich bietende Gelegenheit! Viele wenig machen ein viel!

Möge es dem Quickborn in Zukunft für seine Bücher an treuen Mitarbeitern nicht fehlen, die ihren Blick über ihre eigene Person hinweg auf das Ganze richten, um der großen Sache unserer niederdeutschen Muttersprache zu dienen!

D. Steilen.



Rundschau

Heimat und Vaterland nach dem Kriege. „Der Deutsche hat wohl Vaterlandsliebe, aber ihm fehlt das Nationalbewußtsein.“ Das Wort enthält viel Wahres und läßt sich aus Vergangenheit und Gegenwart unseres Volkes erweisen.

Der gegenwärtige Krieg ist ein neuer, machtvoller Erzieher der Deutschen zu vertieftem Staatsbewußtsein geworden. Mit gewaltiger Hand hat er unserm Volke eingehämmert, was es ist, was es kann und was es soll. Weitere Weckung und Vertiefung der staatsbürgerlichen Gesinnung, gegründet auf starkes deutsches Volksbewußtsein — das ist eine der bedeutendsten Aufgaben, die nach dem Kriege uns beschäftigen muß. Mehr noch als bisher der Fall war, muß der Deutsche künftig in ein bewußtes deutschvölkisches Empfinden und Wollen hineinwachsen.

Der Stamm, aus dem das deutsche Volksbewußtsein hervormächst, ist die Vaterlandsliebe. Und diese Liebe zum weiten Vaterland wiederum hat Kern und Wurzel in der Heimat und in der Liebe zur Heimat.

Wie Blätter und Früchte, Zweige und Stamm nicht gedeihen können ohne gesunden Kern und kräftiges Wurzelwerk, so also Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue, staatsbürgerliche Gesinnung und starkes Volksbewußtsein nicht ohne Heimat und ohne Heimatliebe. Wer jene will, muß diese zuerst wollen. Ein Volk, dessen Glieder keine Heimat haben, ist wurzellos; ein Staat, der seinen Bürgern keine Heimat sichert, stürzt in sich zusammen. Das wird allezeit so sein und bleiben. Also werden wir der Pflege der Heimat, der Weckung und Stärkung der Heimatliebe nach dem Kriege noch mehr Sorgfalt zuwenden müssen, als bisher.

Sorgen müssen wir, daß diese natürliche Heimatliebe nicht in Kleinlichkeit, in Enge und Eigenucht verknöchert, sondern über sich hinauswächst zu edler, einheitsvoller und opferbereiter Vaterlandsliebe und zu starkem und stolzem Deutschbewußtsein. Aus Heimatliebe muß Heimattreue werden. Heimatkunde und Heimatverständnis, Heimatpflege und Heimatschutz, Heimaterschließung und Heimatgewinnung — das alles muß jetzt und nach dem Kriege noch tiefgründiger, verständnisvoller und zielbewußter betrieben werden als bisher. Das darf künftig nicht mehr als Tätigkeit oder gar als Zeitvertreib und Liebhaberei einzelner Personen und Vereine angesehen werden, sondern das muß eine Sache sein, an der Regierung und Behörden, Volksvertretung und Vereine, Schule und Schrifttum mit allen Kräften und von ganzer Seele arbeiten. Heimatpflege muß Volks Sache sein. Wer die Heimat pflegt, dient dem Vaterland!

Unsere schöne Heimat dem Auge, dem Verständnis und dem Herzen unserer Heimatgenossen immer näher bringen, ihren Reichtum an landschaftlicher Schönheit immer mehr aufdecken, aus der unversegbaren Quelle ihrer Geschichte und Sage schöpfen, aus Kraft und Vielgestaltigkeit ihrer Sprache und ihres Volkstums Stärkung und Erfrischung gewähren, ihren Wert ins rechte Licht rücken, ihre Verunglimpfungen und Verschandlungen zeigen und sie beseitigen oder verhüten helfen, Fäden ziehen zwischen den Heimatgenossen draußen in fremden Länden und der alten Heimat, Verständnis wecken für ihre Eigenart und für ihre gegenwärtigen Verhältnisse in den verschiedenen Zweigen des Kultur- und Wirtschaftslebens, das war, ist und bleibt auch unsere Lösung — auch nach dem Kriege! (August Tecklenburg im „Heimat-Kalender für Südhannover und Nachbarschaft 1917“).

Bedeutung der Mundarten. Wir wissen heute: was in der Sprache ab stirbt, das hatte seinen Wert verloren; das Neue hat seine gute, starke Berechtigung. Kein Verlust ohne Ersatz; auch im Leben der Sprache gibt es einen Kampf ums Dasein, bei dem das Zweckmäßigere siegt. Das Zweckmäßigere, das bedeutet im Leben der Sprache das Deutlichere, das, was leichter und rascher verstanden wird.

Am wenigsten ist es heute noch notwendig, die Mundarten gegen das Vorurteil zu verteidigen, als ob sie das Ergebnis einer Entartung seien, als ob in ihnen eine verderbte Schriftsprache vorliege. Wir wissen heute, daß sie eine lebensvolle, nach klaren festen Gesetzen sich vollziehende Entwicklung aus älteren Sprachzuständen darstellen.

Aber es gibt umgekehrt auch Leute, die die Ausbildung der Schriftsprache, ihre Erhebung über die Mundarten beinahe als etwas Bedenkliches, als etwas Un erfreuliches ansehen. Sie tun das zum Teil in der Meinung, als ob die Schriftsprache ein rein künstliches Erzeugnis, nichts Selbstgewachsenes sei, als ob in ihr nichts anderes bestünde, als was sie aus den Mundarten entnommen habe. Aber das ist vollkommen falsch: die Schriftsprache führt ein durchaus selbstständiges Einzelleben; sie hat nicht bloß Wörter, sondern auch Wortbildungsmittel und Satzfügungsweisen hervorgebracht, von denen keine Mundart eine Ahnung hat. Aber die Begnerschaft gegen die Schriftsprache hat sich auch in Taten umgesetzt. Insbesondere auf niederdeutschem Boden, hat allseitig eine gewisse Unlust bestanden, sich dem Joche der hochdeutschen Schriftsprache zu

beugen. Und ganz neuerdings sind besonders kräftige Versuche gemacht worden, ein niederdeutsches Schrifttum zu schaffen, Bestrebungen, die zumal in Hamburg ihren Sitz haben und denen sich teilweise höchstfreudliche dichterische Kräfte zur Verfügung gestellt haben, Männer z. B. wie Gorch Fock und Hinrich Wriede, deren plattdeutsche Prosa zum Besten gehört, was mit von mundartlichem Schrifttum bekannt ist. Und diese scheinbar rückläufigen Bemühungen haben ihre gute Berechtigung. Die Schriftsprache hat den unvergleichlichen Vorteil, daß sie in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes verstanden wird; sie hat ihn aber errungen auf Kosten ihres Reichturns an Wörtern für sinnlich anschauliche Dinge. So verfügt die mundartliche Dichtung über einen viel größeren Schatz an Bezeichnungen für das derb greifbare Leben und kann damit zum Jungbrunnen für die Schriftsprache selber werden. Zugleich aber kann dieses mundartliche Schrifttum nicht anders: es muß Heimatkunst sein, es kann seine Schauplätze nicht in Paris, London oder am Goldenen Horn wählen. Gefahr aber ist nicht vorhanden. In dem Augenblick, in dem die Bewegung zu weit gehen sollte, wo sie eine Bresche legen wollte in die Einheit der Schriftsprache, da würde die Bewegung zurücksluten müssen ganz einfach aus Gründen der Zweckmäßigkeit: wer nicht mehr verstanden wird, gibt ganz von selber seine unverständlich gewordene Rede wieder auf. (Prof. Dr. Otto Behaghel in Westermanns Monatsheften, Dez. 1916).

Bekämpfung des Fremdwortes durch die Mundarten. Die Sprache läßt sich nicht befehlen; sie ist kein Gegenstand des Gehorchens, sondern ein Geschöpf natürlicher Entwicklung. Wir können sie also nur beeinflussen, indem wir einwirken auf jene Verhältnisse, die mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Wir müssen ihr die selbständige Reinigung erleichtern helfen. Hier gibt es vorzüglich einen Weg: Das Gefühl für ihre Feinheit, für ihren Stil, für ihre Beziehungen zu uns selbst auf natürliche Weise zu entwickeln und schärfen! — Das ist ein langer Weg. Und wer zeigt uns diesen Weg? Wir selbst haben ihn uns schon gezeigt. Dieser Weg geht über die Mundart. Fassen wir einmal das Verhältnis einer Mundart, beispielsweise des Niederdeutschen zu der beklagenswerten Fremdwörtertelung des Literaturhochdeutschen ins Auge! Wo verbleibt nach Übertragung seines Begriffes in dieser Mundart eine Fremdwortform, die nicht schree nach der sie vernichtenden Karikatur? (Vergl.: Frig Reuter!) Umformen oder brechen! — Wo finden sich im Niederdeutschen die „Position“, die „Administration“, und alle Schwesterlein der „tionen“? Sie werden unweigerlich zu „Ischonen“. Sie passen nicht in das lebende Sprachgut, werden „vermessingcht“, und im Sinne der hochdeutschen Literatursprache selbst für den Bildungsbananen wertlos.

Diese Entwicklung aber müssen wir mit allen Mitteln fördern helfen. Wir können es, indem wir neben dem „Bolapük“ der Mundarten, dem künstlich grammatikalischen Schrifthochdeutsch, den Wert der Mundarten selbst gebührend schätzen lernen. Schicken wir unsere Jugend durch die Schule der Heimatmundart, ehe wir sie den Humanisten und den Romantiken überliefern! Dieses Ziel wird gerade jetzt von vielen Seiten anerkannteswert erstrebt. Wir sehen dadurch den Fremdworten, die uns die humanistische Bildung zur eigenen Verarbeitung herüberträgt, einen Eigenwert entgegen. So wäre das Mittel gefunden, unsere deutsche Sprache nicht mit unfruchtbarem Streitgerede, sondern vermittelt der Betätigung ihrer eigenen Kraft zu reinigen. Es fragt sich nur noch: Welche der Mundarten wird hervorragend fähig sein, diesen Zweck zu verfolgen? Sie werden alle dazu fähig sein, wenn auch nicht in gleichem Maße. Am besten aber die, in denen das Fremdwort selbst sich unmöglich fühlt. Diese Mundart ist das Niederdeutsche. (Wilhelm Heinig in den „Norddeutschen Monatsheften“.)

Über das Schwinden der plattdeutschen Mundart in der Weichsel-Niederung schrieb die „Elbinger Ztg.“: Wie überall in Deutschland geht der Gebrauch der niederdeutschen Sprache bei uns von Jahr zu Jahr zurück. Wurde plattdeutsch vor drei Jahrzehnten auf dem Lande noch in fast sämtlichen Bevölkerungsschichten als Umgangssprache benutzt, so ist das heute selbst in den Arbeiterkreisen nicht mehr ganz der Fall. Als Ersatz für den verfehlten

Mutterlaut hat man sich vielfach eine Mundart zugeeignet, die — näher betrachtet — ein schauriges Mittelglied zwischen Hoch- und Plattdeutsch darstellt und alles andere als schön klingt. Am auffälligsten ist der Verfall der plattdeutschen Sprache seit Jahren im Großen Marienburger Werder. Der Grund ist nicht, daß dort meistens größere Besizer wohnen, sondern man schämt sich heute der Muttersprache seiner Vorfahren. Wohl hat es nicht an Bemühungen gefehlt, „das Plattdütche“ wieder auf dem Lande heimisch zu machen. Die „Plattdütchen Vereine“, die zu Anfang des vorigen Jahrzehnts ihr Vereinsbanner für Pflege der niederdeutschen Sprache überall entfalteten, wurden, als sie in den Tageszeitungen ihre Aufrufe, Versammlungsanzeigen, Vereinsnachrichten usw. in Plattdeutsch erscheinen ließen, vielfach belächelt. Heute sind sie größtenteils eingegangen, und das Heimatrecht der plattdeutschen Sprache scheint verwickelt. Der Elbinger Verein besteht zwar noch, läßt aber wenig verlauten. Für die Zeit nach dem Kriege ist mit einem noch größeren Verfall der niederdeutschen Sprache zu rechnen: Die aus dem Felde heimkehrenden, in Blut und Eisen zusammengeschmiedeten Krieger werden sich schwerlich an die alte Umgangssprache wieder gewöhnen können noch wollen. So wird die niederdeutsche Mundart, die nicht zuletzt ein geschichtliches Denkmal unseres Vaterlandes darstellt, wahrscheinlich bald in ein Nichts zerfließen. Der Wandel der Zeiten spiegelt sich auch in diesem Bilde. — Einige Tage später brachte das genannte Blatt diese ihr von D. Steilen-Begejack eingesandte Zuschrift: Die einleitende Behauptung, daß die niederdeutsche Sprache von Jahr zu Jahr zurückgeht, ist für unseren Nordwesten zu verneinen. Die plattdeutsche Muttersprache erfreut sich hier größter Wertschätzung, wobei etliche Ausnahmen nur die Regel bestätigen. Eine nie geahnte Pflegestätte hat das Plattdeutsch in den niederländischen Truppenteilen gefunden; es ist dort die alleinige Verkehrssprache, so daß aus anderen Teilen Deutschlands stammende Soldaten sich bemühen, plattdeutsch zu lernen. Gerade die Frage nach guter plattdeutscher Literatur ist so rege, daß es schwer hält, allen Wünschen gerecht zu werden. Die im Felde liebgewonnene Verkehrssprache wird von unseren Kriegern nach erkämpftem Frieden nicht verschmäht und verachtet werden. Allgemein erwartet man hier eine Neubelebung des Plattdeutschen durch den Krieg. Die Soldatensprache hat eine solche Reihe neuer Bezeichnungen für den täglichen Umgang des Soldaten geschaffen, daß diese nicht mit einem Male hinwegzuwischen sind; sie werden für die Sprache befruchtend wirken. — Die dem Elbinger plattdeutschen Verein erteilte Note ist ja allerdings herzlich schlecht. Daß aber ein Verein bei zielbewusster Arbeit — darauf allein kommt es an — heute einen guten Boden findet, beweist der Quickborn in Hamburg, der allein im letzten Vierteljahr 150 neue Mitglieder verzeichnen konnte. Ich hege bei dem gesunden Sinn des deutschen Volkes die Hoffnung, daß auch der Elbinger Verein bei ernstem Streben nicht vergeblich arbeiten wird.

Von der plattdeutschen Bewegung. Die „Kölnische Volkszeitung“ schreibt: „Der Dreißigjährige Krieg hat einst dem Plattdeutschen die tiefen Wunden geschlagen, an denen es seitdem siecht. Der große Krieg unserer Tage scheint der zähen alten Sprache eher neue Kräfte zuzuführen. Es ist erstaunlich, wie kraftvoll das plattdeutsche Leben in dieser bewegten Zeit sich erhält, ja aufblüht. Eine wertvolle plattdeutsche Kriegsdichtung ist aufgewachsen, und die Zahl der plattdeutschen Veröffentlichungen ist kaum geringer als die in Friedenszeiten. Und die Tätigkeit der plattdeutschen Vereine, die selbst so manches Kriegesopfer in ihren Mitgliebern dargebracht haben, ist reger und begeisterter als je. Eine vorbildliche Tätigkeit hat die Hamburger Vereinigung Quickborn während und trotz des Krieges entwickelt. Zahlreiche Feldgräue hat der Quickborn aufopferungsvoll mit plattdeutschem Lesestoff versorgt. Nicht den schlechtesten Stoff freilich hat er ihnen in seinen eigenen Veröffentlichungen, den „Mitteilungen aus dem „Quickborn“, „Plattdütch Land un Waterkant“ und den billigen „Quickborn-Büchern“ geliefert. Als neuestes Bündchen der letzteren erschien in diesen Wochen „Wivat Butchenelle! Der alten Kasperchwänke neue Folge“ (im Quickbornverlag zu Hamburg, 60 Pfg.). Darin hat Johs. E. Rabe seinem früheren Quickborn-Kasperlebuch „Sünd jt all dor?“ einen zweiten Band folgen lassen. Auch dieser ist eine Quelle urwüchsigem,

derben Volkshumors, der jedem nicht durch übermoderne „Witzblätter“ verdorbenen Gemüthe helle Freude machen muß. Vor allem kann ich mir denken, daß diese köstlichen Stücklein, wie „Svinskopp un Rütentüt“, „Kasper als Barbier“, „Kasper bei den Menschenfreßern“, bei unseren Jungens an der Front ein lautes, gesundes Lachen erregen müssen. Die wollen ja nicht spintifizierende Seelenzergliederungen oder blasse Wortkunst; sie wollen Leben, Handlung, Humor, kräftigen, handfesten Humor. Und des sind diese Kasperchwänke voll, mag auch ihr Aufbau, mögen auch ihre Charaktere, ihre Motive von mittelalterlicher Unbefangenheit und Kindlichkeit sein.“

Plattdeutsche Plattheiten. Mit der Überschrift „Plattdeutsche Plattheiten“ gibt das Hamburger (vorm. Israelitische) Familienblatt in No. 6 dieses Jahrgangs in bewegten Tönen die innere Empörung eines jüdischen Freiwilligen wieder, der sich über den Abdruck des Kasperchwanks „Smuhl“ in der vorletzten Nummer von „Plattdütsch Land un Waterkant“ beschwert. Dem „Quickborn“ wird es verdacht, daß er die Verzäpfung des häßlichsten Antisemitismus dulde, dem Deutschen im allgemeinen vorgeworfen, daß nichts seine Sprache so sehr verdunkle, wie die Verzerrung der Wahrheit zu einer häßlichen Frage und mir im besonderen, daß ich den jüdischen Wucherer „selbsttredend mauscheln lasse“ und daß diese literarische Leistung der Wiedergabe einer alten Fabel in plattdeutschem Gewande eine Platttheit und Geschmacklosigkeit darstelle.

Ja, Kasper ist eben überall und zu allen Zeiten der Mann aus dem Volke, der aus seinen Neigungen und Abneigungen kein Hehl macht und sich wenig darum kümmert, ob er hier oder dort über die Schnur haut. Wen sein Spott oder seine Verbheit im ersten Augenblick ärgert, der soll versuchen, sich mit guter Laune darin zu finden und sich damit zu trösten, daß ein Auftritt wie „Smuhl“ längst vergangenen Zeiten angehört.

Wenn nun auch die Ärzte sich beschweren wollten, daß sie in einigen Auftritten schlecht wegkommen, oder wenn unsere Schutzleute, denen Kasper niemals grün ist, ihrer Empörung Luft machten und Klageantrag wegen Beamtenebeleidigung stellten, wohin sollte das führen?

Also immer ruhig Blut und warm angezogen.

Johs. E. Rabe.

Peter Werth vollendete am 4. April sein 50. Lebensjahr. Werth hat in seinen (an den Stadttheatern Hamburg-Altona mit Erfolg aufgeführten) plattdeutschen und messingschen Einaktern „Im Schatten“, „Die Schwarzen“, und „Die Sühne“, in seinem für längere Zeit zum Zugstück gewordenen mehraktigen Schauspiel „St. Elmsfeuer“ und in den der Aufführung noch harrenden Stücken „Mudder Gräun“ und „Die Hanjeatin Anna Lühring“ eine solche Treffsicherheit in der Zeichnung kleiner und kleinster Leute gezeigt, daß wir noch immer die Hoffnung nicht aufgeben mögen, von Peter Werth eines jener plattdeutschen Volksstücke zu erhalten, über die nun einmal — die Ausführungen der Gesellschaft für dramatische Kunst beweisen es wiederum — der Weg zur plattdeutschen Bühne geht. Einstweilen sei das erwachende Interesse an plattdeutschen Bühnenspielen wieder nachdrücklich auf die bis heute vorliegenden Werke Peter Werths hingelenkt.

B. W.

Wilhelm Senbold. Wie wir in diesen Blättern gelegentlich Carl Schulzes gedachten, so wollen wir auch an Wilhelm Senbold nicht vorübergehen; denn auch er ist ein trefflicher Priester der plattdeutschen Volksmuse, die nun seit Jahrzehnten einen Unterschlupf im Ernst Drucker-Theater gefunden hat und die auf die Dauer auch wohl ein ganz gutes Kostgeld gezahlt hat, denn sonst würde jene Bühne wahrscheinlich bei den Sensationsstücken geblieben sein, für die sie zeitweise sehr viel übrig hatte. — Wilhelm Senbold, der am 1. November d. J. seinen 70. Geburtstag wird feiern können, wurde vor 50 Jahren, im April 1867 an das damalige Tivoli-theater in Lübeck für komische Rollen engagiert. Später wirkte er in Vera, Magdeburg und anderen Orten, kehrte dann nach Hamburg zurück, wo er sich am St. Georger-Tivoli (dem einstigen Mufentempel eines Chéri Maurice) und im Altonaer Kaiser-Theater in den verschiedensten hochdeutschen und plattdeutschen Charakterrollen die Gunst des Publikums errang. Seit nunmehr 25 Jahren gehört Senbold dem Ernst Drucker-Theater an, wo er namentlich als Darsteller von — derbkomischen Frauen aus dem Volke „in seiner Art ein Künstler ersten Ranges“ wurde, wie Fedor v. Zobelitz kürzlich

treffend bemerkte. Un seine Fischfrau in „Lotte Bullrich“, seine „Zitronenjetzte“ usw. wird jeder, der sie gesehen hat, mit dem größten Vergnügen denken. P. W.

Dichter-Ehrung. Der Herzog von Cumberland hat dem niederdeutschen Schriftsteller Wilhelm Henze in Hannover in Anerkennung seiner Verdienste um die plattdeutsche Sprache eine Geldspende von 250 Mark zugehen lassen. Henze, der im 72. Lebensjahre steht und seit Jahren an einem Augenübel leidet, verfügt über einen unverwundlichen Humor, wovon seine Schwänke in der Kalenberger Mundart Zeugnis ablegen.

Fehrs Altenheim. Die Fehrs-Wilde hatte an die zuständige Stelle die Bitte gerichtet, das Haus auf dem Klosterhof zu Ikehoe, in dem Joh. Hinr. Fehrs seine letzten Lebensjahre verbrachte, zu einer Gedächtnisstätte einzurichten. Darauf ist, wie „Modersprak“ mitteilt, folgende Antwort eingetroffen:

Dem Gesuche, das Haus auf dem Klosterhofe der Fehrs-Wilde zur Verfügung zu stellen, vermögen wir zu unserm Bedauern nicht zu entsprechen. Wie hoch auch wir den verstorbenen Dichter Johann Hinrich Fehrs schätzen, und wie stolz wir darauf sind, daß er seinen Lebensabend auf unserem Klosterhofe verbracht hat, haben wir dadurch angezeigt, daß wir beschlossenen haben, an dem von ihm bewohnten Hause eine Gedächtnisstätte anzubringen.

Marie, Prinzessin zu Holstein-Glücksburg, Abtessin.

Graf Rangau, Verbitter.

Gräfin Agnes Baudissin, Priötrin.

Reuterbriefe. Immer wieder gehen angeblich ganz neue Reuter-Erinnerungen, wie veröffentlichte Briefe Reuters usw. durch die Presse, die jeder kennt, der sich nur einigermaßen mit Reuter beschäftigt hat. Neuerdings soll dem Eisenacher Reuter-Museum der Briefwechsel zwischen Reuter und Bismarck aus dem Jahre 1866 überwiesen worden sein. „Der Inhalt des Briefwechsels,“ so heißt es in der Zeitungsnotiz, „soll demnächst veröffentlicht werden.“ Das braucht nicht erst „demnächst“, es ist wieder einmal, „längst“ geschehen, zuletzt noch in der bei Hesse & Becker erschienenen „Gesamtausgabe“ der Briefe Reuters. V.

Reuters Franzosentid in schweizerdeutscher Übertragung. Der Berner „Bund“ veröffentlichte kürzlich in seinem „Sonntagsblatt“ (11. und 18. März 1917) die beiden ersten Kapitel von Reuters Franzosentid in berndeutscher Übertragung durch den Schweizer Mundartdichter Emil Günter. Ich glaube, auch die Freunde unserer Sache können sich dieses Versuches aufrichtig freuen. So wünschenswert es durchaus ist, daß auch die Deutschen anderer Stämme Reuter in seiner eigenen Mundart lesen, so muß man doch zugeben, daß ein Hochdeutscher dabei größere Schwierigkeit zu überwinden hat, als ein Niederdeutscher, der sich einem Werke in einer hochdeutschen Mundart zuwendet. Das Schriftdeutsche stellt in letzterem Falle leicht die Brücke her. Anders liegt die Sache aber für die Hochdeutschen, und vorläufig müssen wir zufrieden sein, wenn in ihren Gebieten für die Vertiefung in niederdeutsche Dichtung und Wesensart wenigstens durch Übersetzungen gewonnen wird. Dabei scheint es mir unbefreitbar, daß gerade Reuter durch Übertragung in eine andere deutsche Mundart weniger verliert, als durch die Übersetzung in die hochdeutsche Schriftsprache. Während Reuter im Schriftdeutschen doch immer wie entwurzelt erscheint, bleibt z. B. auch in dieser schweizerdeutschen Übertragung Günters der Stimmungsgehalt und die Lebenssphäre der „Franzosentid“ viel besser gewahrt. Trotz der Schwierigkeiten, die sich der Wiedergabe eines anders gearteten Volkstums entgegenstellen, ist Günter in seiner Arbeit Reuter völlig gerecht geworden. Er hat sich nur geringe Kürzungen erlaubt und nach Möglichkeit den mecklenburgischen Lokalcharakter beibehalten. — Leider ist das Erscheinen des ganzen Werkes in Buchform noch ungewiß, wie mir der Übersetzer mitteilt. Ich glaube, die Freunde unserer Sache schulden nicht nur ihm, sondern auch der Schriftleitung des „Bund“ Dank dafür, daß sie, besonders in jetziger Zeit, diesen Versuch unternommen haben, unsere niederdeutsche Dichtung in der Schweiz bekannt zu machen. Möchten diese Bemühungen Erfolg haben, damit ihnen noch viele ähnliche folgen!

Kurt Kauenhohn.

Plattdeutscher Gottesdienst. Ein bemerkenswertes Ereignis wird von der Insel Pellworm gemeldet. Pastor Hansen hielt Anfang März einen Passionsgottesdienst in plattdeutscher Sprache ab. Es war, wie der Prediger am Eingang seiner Worte ausführte, das erste Mal seit etwa dreihundert

Jahren, daß auf Bellworm wieder die alte heimische Sprache beim Gottesdienst gebraucht wurde. Wenn auch zunächst das Ungewohnte die Aufmerksamkeit der Kirchgänger erregte, so ist diese wohl selten so gespannt gewesen. Die plattdeutsche Sprache ist indessen nichts Fremdes, sondern etwas aus dem dem Volke Gewachsenes, Bodenständiges und hat für das religiöse und kirchliche Leben der Gegenwart die größte Bedeutung, bemerkt hierzu die „Weser-Zeitung“ und erinnert an ein Wort des verstorbenen Oberschulrats Koldewey zu Braunschweig, der zu sagen pflegte: „Der größte Feind der Religiosität unseres norddeutschen Volkes ist die hochdeutsche Sprache, es muß in einer fremden angelernten Sprache zu Gott reden, in ihr beten und singen, es fehlt daher seinem Gebet die Unmittelbarkeit und das Herzliche.“ Dem gleichen Gedanken verleiht Ludwig Schauenburg in seiner Oldenburger Kirchengeschichte (II, 96) Ausdruck, wenn er schreibt: „Dennoch leidet unser plattdeutsches Volk bis heute an dieser Inkonguenz (Nichtübereinstimmung) der hochdeutschen Kirchensprache mit der Volksseele, und vielleicht liegt darin ein Grund, weshalb unser kirchliches Volksleben erstarrt ist und sich bisher noch nicht aus dieser Starre erwecken ließ.“ — Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß vor einiger Zeit ein Verein für Wortverkündigung in niederdeutscher Sprache begründet wurde. Auskunft gibt Pastor Hansen auf Bellworm.

Ein plattdeutsches Gesangbuch. Bei dem zunehmenden Interesse an plattdeutschen Gottesdiensten dürfte es nicht unangebracht sein, darauf hinzuweisen, daß wir auch noch aus alter Zeit plattdeutsche Gesangbücher haben. Ein solches, das im Jahre 1630 von dem Buchdrucker Helwich Kallenbach in Embden für Daniel Harmens „boeckverkoper inde Bruggestrate im Schryff-boeck“ gedruckt worden ist, befindet sich unter den reichen Schätzen der „Gesellschaft für Kunst und vaterländische Altertümer“ in Embden. Besonders bemerkenswert ist das letzte Lied, das darin enthalten ist: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ von Nikolai. Der Anfang lautet:

Wo schön lüchtet de Morgenstern,
 Vul Gnad unde Wahrheit van dem Heern,
 De söte wortel Jesse,
 Myn Köninck unde myn Brüdegam,
 Heffst my mynherte besethen,
 Viefflinck, fründlinck,
 Schon und herlick, grot und ehrlick,
 Ryck van gaven,
 Hoch und sehr prächtig erhaben.

Dieses Gesangbuch ist überhaupt das älteste ostfriesische und hat sich nur in dem einen schönen, handlichen Stück erhalten; das erste lutherische ist erst 1697 in der ostfriesischen Stadt Norden erschienen.

Plattdeutsche Sprache in Nordfriesland. Der Gebrauch der plattdeutschen Sprache beim Gottesdienst in der Kirche auf Bellworm im vierhundertjährigen Gedächtnisjahr der Reformation erinnert daran, welche große Bedeutung diese Sprache ehemals in Volksleben unserer meerrumrauschten Heimat, besonders Nordfriesland, gehabt hat. Denn die Friesen haben schon früh, da das Friesische keine Schriftsprache war, das Plattdeutsche als zweite Muttersprache angenommen. Es stand ihnen als höhere Einheit über die verschiedenen Dialekten ihrer Umgangssprache, von der die plattdeutsche Sprache nicht wenig friesisches Element aufgenommen hatte. Schon ehe sie das Niederländische als Schriftsprache annahmen, richteten sie nach mündlich überliefertem Recht, „na frahmer Lübe Seggent.“ Dann wurden ihre Gesetze 1426 auf Plattdeutsch abgefaßt, und sie gebrauchten nach wie vor diese Sprache im Verkehr mit Fremden, als Sprache des Rechts und als Kirchensprache, die es bis weit ins 17. Jahrhundert hinein geblieben ist. Die Bibel ist nicht ins Friesische übersetzt; nur kleine Bruchstücke als Sprachproben sind es im Laufe der letzten hundert Jahre. Studenten von den Inseln Altnordstrand und Föhr und der Prediger Hermann Taft, ein geborener Husumer, verkündigten nach der Reformation das Wort des Lebens in friesischer und plattdeutscher Sprache. Der

plattdeutsche Gottesdienst war ihnen ebenso lieb wie den andern norddeutschen Stämmen, die meisten Gesänge waren plattdeutsch, nur einzelne friesisch. Die kleinen Kinder lernten von der Mutter neben friesischen plattdeutsche Gebete und Reimsprüche. Die Inschriften in den Kirchen, die Leichensteine, die in Kirchenbücher eingetragenen Notizen aus dem ersten Jahrhundert nach der Reformation sind in plattdeutscher Sprache abgefaßt, ebenso die Dokumente des 17. Jahrhunderts, die sich auf Kauf und Handel beziehen, Verbote, Beliebungen usw., die im Thinggericht oder in Volksversammlungen auf den Kirchhöfen verlesen wurden. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts nahm das Hochdeutsche überhand, namentlich wo Prediger vom Süden her Anstellung fanden. In Ostensfeld ist bis 1678 und in Hattstedt bis 1679 die plattdeutsche Sprache beim Gottesdienst benutzt. In einem Seegerichtsurteil zu Nieblum auf Föhr vom 21. Februar 1688 ist die Einleitung in hochdeutscher und das Urteil in plattdeutscher Sprache abgefaßt. Was die friesische Sprache seither an Gebiet verloren, ist meist der plattdeutschen zugefallen.

Plattdeutsch in Kriegszeiten. Anzeichen der Wertschätzung, der das Plattdeutsche sich bei den Kriegern erfreut, sind die zahlreichen plattdeutschen Beiträge in den Kriegsblättern. Voran ging auch in dieser Hinsicht wohl die „Völler Kriegszeitung“, obwohl deren Leser in erster Linie bairische Soldaten sind. „An Flanderns Küste“ bringt fast in jeder Nummer plattdeutsche Gedichte von Walthar Rothenburg, die „Kriegszeitung der Heeresgruppe von Below“ solche von Fritz Husmann. Die „Zeitung der 4. Armee“ brachte im vorigen Jahre eine plattdeutsche Beilage mit sehr drolligen Bildern von Brest. Die „Kriegszeitung der Festung Vorkum“ geht ganz planmäßig in ihrer Heimatarbeit vor mit Bremer- und Hamburger-, Fock- und Droste-Nummern.

Aus dem Quickborn-Buch „Slusohr“ von Georg Droste brachten mehrere Kriegszeitungen Abdrücke. Das Büchlein bewährte sich also auch da als ein wahrer Werbeband, wie es ja auch sonst bewußt und erfolgreich die älteren Bücher Drostes weiteren niederdeutschen Kreisen bekannt gemacht hat und den kommenden (von denen es Proben im voraus brachte) vorarbeiten will. Bezeichnend ist ein an die Vereinigung Quickborn gerichteter Brief der „Zeitung der 10. Armee“, worin es u. a. heißt: „Den Freunden der niederdeutschen Dichtung, die sich seit Jahren für Georg Droste eingesetzt haben, wird es gewiß eine Freude sein zu sehen, wie der von ihnen gestreute Samen allmählich Früchte trägt.“ Gegenüber so manchem Undank ist eine derartige Feststellung immer recht erfreulich!

Plattdeutsche Hausnamen. Von den vier von Bremen aus gestifteten Soldatenheimen führt dasjenige, zu dem das Landgebiet und die Hafenstadt Begejack die Mittel bereitstellten, den Namen „S u l d a t e n h e i m t o n B r e m e r S l ö t e l.“

Niederdeutsche Inschriften begrüßen unsere auf dem Balkan kämpfenden Truppen in einem Soldatenheim in Mazedonien. Die von Fritz Husmann verfaßten Worte lauten:

Wat Nord, wat Süd, wat Ost, wat West!
 Hier sinn't een jeder 'n warmet Nest!
 Kumm rin bi uns, besöök uns mal,
 Smiet Sorgen, Nap und Plünnen dahl!

Lat sorgen, wer dor sorgen mag; Gewichte Stäbel sünd nich not,
 De Sünn de schint noch jeden Dag. Hier sünd Ji alle lieke good.

Ree, Stank un Striet deih't hier nich geben,
 Gemütslichkeit is 't halbe Leben.

Daß es indessen an der Front nicht überall so gut um das Niederdeutsche bestellt ist, berichtet Hans Müller-Brauel in „Niederachsen“ von einem Besuche des Heimatkorps. Er hat dort in der Bücherei des Soldatenheimes kein plattdeutsches Buch gefunden. Das beweist uns, daß wir noch viel zu tun haben, um unsere wackeren Niederachsen überall mit gutem heimatlichen Lesestoff zu versorgen. Die Schaffung der Soldatenheime biete eine treffliche Gelegenheit, solchen Mängeln abzuhelpen. Hand ans Werk, ihr Niederachsen! St.

Blattdeutsche Hausinschriften. Am Hause Joh. Heinr. Ifernhausen in Schägendorf in Hann. befindet sich folgende Inschrift: Boo tru din Uckerfeld, mag noch so steenig ween, so givt die Gott din Brod un schüf heet 't ok ut Steen, nich in'n Schoot leggt Gott die Brod und Win, Gott givt dat Arbeitsfeld dorup se die gedeent. 1843. Im Wirthshaus Heidemuseum, Wilsede steht:

Gah fröhlich in, gah fröhlich ut,
bliv but'n un binn'n in Gottes Hut.

Ein Landhaus unweit Hummelsbüttel zeigt die sprachlich nicht einwandfreie Inschrift:

De Alfter mookt en' Biegung hier,
Drüm Alstereck' heet dit Revier.

Hans-Heinrich Kruse.

Blattdeutsche Hausinschriften aus dem Lüneburgischen.

Karken gangt somet nicht,
Almissen gevendt armendt nicht
unrechtverdich godt dihet nicht.
Wente wol op Godt vertrowet,
de heft wol gebowet.
De segen des hern maket rick
ane moihe.

(Lüneburg.)

Borkene Bns frede gnedichlick
Her god Tho Vnsen Thiden
dar Jis nen Ander nicht
de vor Uns Kunde Striden.
du Unser Here Godt Alleine.

(Lüneburg.)

Wo de Here dat hus nicht bovet
so arbeiten umfus de daran bowen.
Dat hus der gottlosen werdt verderven
dat hus der gerechten werdt stohn.

(Lüneburg.)

Fiendes mundt
heft keinen grundt.

(Lüne bei Lüneburg)

Woll dem de den herren fruchtet
undt of sinen wegen gehet.

(Celle.)

Afgunst der Lude kann uns nich schaden,
wat mi Gott gundt mot wohl geraden,
Godt let uns daromme sterwen
dat wi ein beter Levendt erwen.

(Manhorn, Landkreis Celle.)

Gah in, gah ut,
bliev Fründ im Hus.

(Uelzen.)

Wenn eener boen will in düsse Stadt,
denn geht dat noch nich glieks so glatt,
he mut erst hören den hogen Magistrat
Un de kloken Borgers ehren Rat.

(Uelzen.)

Mitgeteilt von G. Müller-Suderburg, Hannover.

Hamburgischer Wortschatz. (Vgl. S. 56.) Auf der Grundlage der Sammlungen zu einem Hamburgischen Wörterbuch, die Professor Christoph

Do du dat dyne
Godt deit dat syne.

(Dreilingen, Kreis Uelzen.)

Over mi un all wat min,
Herr, din Hand do breedten
Un nimm Hus un Hof un Hart
Still in dinen Freeden.

(Suderburg, Kreis Uelzen.)

Helf Godt, wo geht idt ümmer tho
dat de mi haten, den ick nichs dho,
de mi nichs gunnen noch geven,
moten doch liden, dat ick mit ehne leve.

(Soltau.)

Munera da summis,
dat werdt recht dat dar krum is.
Si munera non dat,
dat werdt wol krum dat dar recht was.

(Dannenberg.)

Gohht mit unns.
Für Fühler unnt watersnoht
behöte uns lebe Herogohht.

Klaus Putzfarken.
(Vorbleckede bei Bleckede.)

Herr nimm dit Hus in dine Hut,
Dat Dokters un Alskaten bliven but.

(Eckernworth bei Walsrode.)

Drink und it,
des Herrn nicht vergitt.
Wes wieg und gief den armen,
do ward Gott sick over dick erbarmen.

(Ifernhausen, Kreis Burgdorf.)

De dar mehr will tehrn,
As sin Blog kann nähren
Mut leht verderwen

Un im Armenhus sterwen.
(Hankensbüttel, Kreis Ifernhausen
und Ebstorf.)

Walther in fast 60jähriger Tätigkeit zusammengestellt hat, ist das „Deutsche Seminar“ in Hamburg mit den Vorarbeiten zu einem wissenschaftlichen Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Mundart beschäftigt, dem auch die vom „Quickborn“ angeregten Wortsammlungen zu gute kommen werden.

Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen. Nachdem der Reichskanzler kürzlich die Abordnung des Rates von Vlاندern empfangen und ihr die Zusicherung gegeben hat, die Reichsregierung werde sich die Förderung der vlämischen Sache angelegen sein lassen, war der Zeitpunkt gekommen, um den schon seit längerer Zeit vorbereiteten Plan der Gründung einer Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen zur Ausführung zu bringen. Die Gründungsversammlung tagte Sonntag, den 11. März, im Breidenbacher Hof in Düsseldorf. Der Zweck der Gesellschaft ist nach § 2 der Satzungen: Die Pflege der wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Vlандern auf Grundlage der Sprach- und Stammverwandtschaft. Aus dem von der Gründungsversammlung aufgestellten vorläufigem Arbeitsprogramm ist folgendes hervorzuheben: Weckung deutsch-vlämischer Interessen auf breiter Grundlage der Sammlung aller in der Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen tätigen Kräfte; Veranstaltung von Vorträgen, Versammlungen und Ausstellungen; Schriften- und Nachrichtenvermittlung über vlämische Dinge; Förderung von Übersetzungen der vlämischen Literatur; Beteiligung an der Fürsorge für vlämische Kriegsgefangene und soziale Fürsorge für den vlämischen Arbeiter in Deutschland. Bei dem Arbeitsprogramm und der Tätigkeit des Vereins ist darauf Bedacht genommen, alle politischen Beziehungen fernzuhalten. Die Versammlung wählte Universitätsprofessor Dr. Jostes, (Münster), Ehrenmitglied der vlämischen Akademie in Gent, zum ersten Vorsitzenden. Weiter wurden in den vorläufigen Vorstand gewählt: Geh. Hofrat Professor Dr. von Schulze-Gävernitz, M. d. R. (Freiburg), Justizrat Dr. Julius Bachem (Köln), Schriftführer Rudolf Alexander Schröder, zurzeit Brüssel, Rechtsanwalt Stock (Düsseldorf), Verwaltungsschuldirektor Hermann Quadt (Düsseldorf), Dr. Markus Hübner (Brüssel). Schließlich wurde auch beschlossen, eine Geschäftsstelle in Düsseldorf, Königsplatz 6, zu errichten.

Über eine weitere „Deutsch-vlämische Gesellschaft“ wird aus Berlin berichtet: Nachdem am 8. März in einer Besprechung, an der Reichstagsabgeordnete aller Parteien sich beteiligten, die Gründung einer deutsch-vlämischen Gesellschaft beschlossen worden war, ist diese Gründung, wie die T. U. erfährt, am 15. März in einer Sitzung im blauen Saale des Rheingold beschlossen worden. Zum Vorsitzenden wurde von Reichenau, kaiserlich deutscher Gesandter z. D., zum Stellvertreter Dr. Pfleger, Mitglied des Reichstags, gewählt. Zweck der Gesellschaft ist die Verbreitung der Kenntnis und des Verständnisses des Vlāmentums unter den Deutschen und des Deutschtums unter den Vlāmen sowie die Förderung der gegenseitigen kulturellen Beziehungen auf geschichtlicher Grundlage. (Muß denn alles in Berlin zentralisiert werden?)

Verut Vlāmisch! Wiederum können wir unsere Liste um zwei Bücher bereichern, die die Erlernung des Vlāmischen erleichtern. Verfasser beider ist Dr. B. Gaster, der Leiter der deutschen Schule in Antwerpen. Sprachen muß man nun einmal erlernen und selbst wenn für in Deutschland gedruckte vlāmische Bücher die Vorschläge des Herrn Georg Stolterfoth (M. a. d. D. 10. Jahrg. S. 59) so praktisch wären, wie sie sich geben: die Vlāmen würden sich wohl schwerlich herbeilassen, Herrn Stolterfoth zu folgen. Den wirklichen Erfordernissen scheint der Gaster'sche „Leitfaden zur schnellen Erlernung der vlāmischen Sprache“ (Preis M. 1.10) um vieles näher zu kommen, schon weil er die Erlernung des Vlāmischen als gesprochene Sprache in den Vordergrund stellt. — Ein „Vlāmisches Lesebuch für Deutsche, mit Zusammenstellung der wichtigsten Regeln über Aussprache, Schreibung und Sprachlehre, sowie einem Wörterverzeichnis“ (Preis M. 1.60), unterstützt den Leitfaden auf's beste. Auch das Lesebuch verfolgt zwar in erster Linie praktische, nicht literarische Zwecke, aber der Umstand, daß Hiel, Verhulst, René de Clercq, Guido Gezelle, Pol de Mont, Stijn Streuwels, Consciene und andere darin vertreten sind, zeigt, daß es auch eine gewisse „Höhe“ innehält. Beide Bücher sind in Heckners Verlag in Wolfenbüttel erschienen. P. W.

Blamen oder Flamen. Zu der Wiedergabe der Gerstenhauer'schen Ausführungen im vorigen Heft macht uns ein Mitarbeiter darauf aufmerksam, daß diese Darlegungen noch besonderen Wert gewinnen, wenn man sie als eine Widerlegung der Mandorn'schen Äußerungen (9. Jahrg. S. 67) betrachtet.

Ein Stück Flandern in Göttingen. Die „Toorts“, das großholländische Blatt, veröffentlicht den Brief eines vlämischen Soldaten, der in Göttingen interniert ist. Nach seiner Darstellung ist im Internierungslager ein Stückchen Flandern geschaffen worden. Besonders von den Professoren Venerle und Stange würden die vlämischen Bestrebungen kräftig unterstützt. Es in eine „vlämische Schule“ errichtet worden, die ruhig den Vergleich mit einem belgischen „Athenäum“ (Gymnasium) aushalten könne. Ferner bestehe eine „vlämische Hochschule“, ein Gegenstück zur Genter Universität, die bereits 67 Studenten zähle. Weiter ein vlämisches Theater, ein vlämisches Orchester, das beste des ganzen Gefangenenlagers, eine vlämisch-aktivistische Wochenschrift, „Onze Taal“, eine vlämische Bucherei mit 3000 Bänden, eine vlämische soziale und literarische Studienvereinigung, eine vlämische Kunstschule, eine Werkstätte für Kunsthandwerk, ein vlämischer Ausschuß, der mit allen kriegsgefangenen Blamen in Deutschland Fühlung habe und ein vlämischer Gottesdienst mit einem vlämischen Priester, einem fortschrittlichen Blamen. — Ob unsere Niedersachsen usw. aus Feindesland wohl Ähnliches berichten können?

Zeitschriften. „Die Tat“, Monatschrift für die Zukunft deutscher Kultur (Verlag Eugen Diederichs in Jena) ließ Heft 12 des 8. Jahrganges, ausgegeben im März 1917, als „Niederdeutsch-vlämisches Sonderheft“ erscheinen. Um die Herausgabe dieses höchst beachtenswerten Hefes machte sich Jacob Bödemadt verdient. Unter den Aufzeichnungen „Aus Zeitschriften und Tageszeitungen“ geben wir eine Aufstellung der in unser Arbeitsgebiet schlagenden Beiträge. Das reichhaltige vielseltige Heft sei nachdrücklichst empfohlen. Auf einzelne der angeregten Fragen kommen wir noch zurück. St.

Vereinsarbeit. De Plattdütsch Gilt to Swerin hielt im Januar ihre Jahresversammlung (Morgensprache) ab. Im Jahre 1916 fanden 10 Versammlungen statt. Größere Vorträge hielten Krüger über Gustav Falke, Prof. Wossidlo über seine Sammlungen, Buckentin über Babst, Dr. Buhle über Reinke Voh, Dr. Neese über die Berufe im plattb. Sprichwort, Buckentin über Gorch Fock, Krüger über Aug. Seemann. Aus plattb. Werken haben vorgetragen Buckentin, Haupt, P. Heider, F. Heider, Köhn, Krüger, Rehfeldt, Remien, Tarnow, Voh; Gesangsvorträge bot Buckentin. Weiter sei hervorgehoben, daß an das Großh. Hoftheater ein Gesuch um Aufführung guter plattdeutscher Dramen gerichtet worden ist. Herausgegeben wurde ein Buch mit Erzählungen von Kreuzer (Lütt Bertellen), das in jeder Buchhandlung zu haben ist und sich wegen seiner Güte bei billigem Preise (20 Pf.) sehr zur Verfeindung ins Feld eignet. Rund 40 Maaten sind zur Fahne einberufen. Die Bucherei umfaßt jetzt etwa 200 Bände. Für den auscheidenden Gildenmeister wurde Herr Ministerialsekretär Dr. Neese zum Gildenmeister gewählt. Die Gilde wird auch in Zukunft ihr Wirken für Erhaltung helmscher Sprache und Art fortsetzen. Wie fest unser Volk noch hieran hängt, zeigen die Briefe aus dem Felde, in denen unsere Feldgrauen immer wieder betonen, daß sie plattdeutsche Bücher am liebsten lesen und daß das Plattdeutsche dort draußen in einem Umfang, den man früher nicht für möglich gehalten hätte, als Umgangssprache dient.

Der Verein der Niedersachsen und Friesen — Sig Bosen — beging am 20. Januar seinen dritten Geburtstag durch eine Gedenkfeier zu Ehren von Hermann Löns und Gorch Fock. Der Vorsitzende, Apothekenbesitzer Eppen, leitete den Abend mit unserer Zeit entsprechenden Worten ein. Ein Mitglied würdigte in längerer Ausführung Niedersachsens Heldenlieder.



Sprachecke



Wried, Wriet. Busch, Gebüsch, Staude . . . sind kümmerliche Bezeichnungen. Das rechte Wort ist Wried (Wriet) und umfaßt alle Stämme, Zweige, Ausläufer usw. aus einer Wurzelfamilie. Das Wort ist so typisch, so alt, daß es sogar das Zeitwort wrieden - : ausbreiten (und ja nicht mit wuchern vergleichen) und das Eigenschaftswort wriedig (hochwriedig, spitzwriedig) gebildet hat.

Ludwig Frahm (Poppenbüttel).

Blattdeutsch. Die Herkunft und Bedeutung des Wortes „plattdeutsch“ unterzieht Dr. Agathe Lasch in Heft 1 des 42. Bandes der von Wilhelm Braune herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“ (Halle a. S. Max Niemeyer) einer Untersuchung und kommt zu folgendem Ergebnis: Zunächst wird im Niederländischen ‚plat‘ ausgehend von der Bedeutung ‚klar, verständlich, rund heraus‘ auf die heimische Sprache angewandt im Gegensatz zu anderen deutschen Sprachgruppen, später auf die Mundart im Gegensatz zu einer höheren Sprachform. In dem Maße wie die Schriftsprache mehr und mehr vornehme Umgangssprache wird, sinkt das Ansehen des Dialekts und damit auch der Dialektbezeichnung. In diesem Stadium der Bedeutungsentwicklung wird das Wort in das sächsische Gebiet übernommen in einer Zeit, als das Hochdeutsche hier Schrift- und höhere Umgangssprache wurde, das Niederdeutsche zur Mundart herabsank. Neben der Zusammenstellung von ‚platt‘ mit einer einzelnen Dialektbezeichnung erscheint sogleich auch die feste Form ‚plattdeutsch‘. Die daneben liegenden Ausdrücke ‚niederdeutsch‘ und namentlich ‚niedersächsisch‘ blieben die offiziellen Benennungen, neben denen ‚p.‘ einen mehr volkstümlichen Charakter beibehält.

Die Herkunft des Wortes aus der niederländischen Umgangssprache, nicht aus dem Hochdeutschen, scheint auch dadurch gewährleistet, daß es in älterer Zeit auf niederdeutschem Gebiet heimisch ist, während hochdeutsche und hochdeutsch schreibende Schriftsteller es zunächst nicht anwenden. Und doch hätte das Wort bei der üblichen hochdeutschen geographischen Ansetzung ein gelehrtes, kein ursprünglich volkstümliches sein müssen. Ich habe ältere hochdeutsche Texte vergebens danach durchsucht. Stieler bucht es, aber ohne es selbst zu brauchen. Und seine Erklärung spricht entschieden gegen die Auffassung, daß der Hochdeutsche diese Bezeichnung schuf, um den Bewohner der platten norddeutschen Tiefebene als Plattdeutschen, seine Sprache als plattdeutsche Sprache, zu charakterisieren. Und ferner, wäre ‚plattdeutsch‘ als Sprache des Bewohners der platten Ebene aufzufassen, so müßte man diese Bezeichnung vornehmlich in geographischen und politischen Verbindungen antreffen. Als Volksstamm aber nennen sich diese Leute selber immer nur Niedersachsen, Sachsen oder Niederdeutsche. Und das sind auch die üblichen Namen, die ihnen die übrigen Stämme beilegen.



Theater



Niederdeutsche Aufführungen in Hamburg, Wandsbek und Altona. „Wenn wir die heftigen Bedürfnisse, den „unbewußten Drang“, ins Auge fassen, finden wir auf allen Gebieten der Kunst, der dramatischen Produktion und des literarischen Schaffens, die Sehnsucht nach dem Natürlichen, Wahren. — Die realistische Wirkung ist doch nichts anderes, als der gewaltige Drang, von der durch eine sentimentale Poesie oder durch traurige Nachahmung der hergebrachten Verlogenheit unterstützten Unwahrheit befreit zu werden! Und das eben ist das Köstliche in der plattdeutschen Sprache. Sie gestattet in ihrer frommen

Naivität keine Ziererei, ja, sie schließt den Versuch sogar aus. Und schon deshalb wäre es eine wahrhaft „religiöse Tat“, die plattdeutsche Literatur, vornehmlich aber die plattdeutsche Bühne kräftig zu unterstützen . . . Ein gutes plattdeutsches Stück wirkt durch den Zauber der Sprache wie ein Ritzgang. — Ich zweifle nicht an der Unverwundlichkeit dieses großen Schazes. Was gebiert nicht plötzlich die Zeit?! Unerwartet wird eine neue Sonne auftauchen, vielleicht ein großer plattdeutscher Dichter. “ So hat Hermann Heiberg 1884 an Gaedertz geschrieben. „Aus den Kreisen der Anhänger des Plattdeutschen werden früher oder später wieder Anregungen entstehen, die plattdeutsche Bühne von neuem aufzurichten . . . Hamburg wäre der Ort für ein selbständiges plattdeutsches Theater. “ —

Ob die Zeit, von der Heiberg spricht, gekommen ist? Zwischen Dienstag und Sonntag haben wir in einer Woche auf drei verschiedenen Bühnen sechs plattdeutsche Dramen zu sehen bekommen, die ernst genommen werden wollen. Ob der Erfolg der Cilli Cohrs, die dem Thaliatheater immer wieder volle Häuser brachte, den Mut zum Plattdeutschen bei den Theaterdirektoren entflammt hat? Wir wollen heute nicht nach dem Grunde forschen, sondern uns dankbar der gegebenen Tatsache freuen.

Den Anfang der Reihe machte die Gesellschaft für dramatische Kunst, die im Thaliatheater drei Einakter auführte: Den Lotsen von Stavenhagen, Gorch Focks Doggerbank, und Hinrich Wriedes Leege Lüüd. Alle drei Stücke sind in unsern Blättern besprochen, als sie sich zum ersten Male im Rampenlicht bewährten. Nun hörten wir sie nebeneinander. Alle drei Dichter waren jung, als sie diese Dramen schrieben, und die beiden ersten sind auch unverkennbar mit allen Vorzügen und Schwächen Jugendwerke, voll von Unabgeklärtheiten, aber „voll Morgenfrühe und Morgenkraft.“ Stavenhagen ist es vergönnt gewesen, wenigstens noch einen Dütchen Mischel, einen Rugen Hoff und vor allem eine Mudder News zu vollenden, ehe der unerbittliche Tod ihm viel zu früh die Feder aus der wuchtigen Hand nahm. Gorch Fock hat ein neidisches Schicksal selbst das verwehrt; denn Cilli Cohrs ist doch nur ein Schritt auf das große Ziel zu. Von beiden Dichtern gilt, was Gorch Fock über Stavenhagen gesagt hat, jeder ist „ein Baum, hervorgewachsen aus den dunklen Tiefen des Volkes, in denen alle Quellen entspringen, alle Wurzeln liegen . . . Mit gewaltigen Ästen zur Sonnenhöhe strebend, hat er sie nicht erreichen können, uns zur Trauer.“ Wehmütig blieb darum die Stimmung bei den beiden Stücken. Stavenhagen ergriff die Zuschauer tief, besonders durch die vollendete Darstellung des alten Lotsen (Dr. Rich. Dhnjorg) und des Sohnes (Dr. G. H. J. Scholz.) Der Schluß wirkte, wie wohl immer, gewaltsam und störend. Auch die Elsbete in der Mudder News geht ja ins Wasser, und doch, wie anders wirkt der Vorgang! — Dann folgte Gorch Focks Stück. Der Sturm der Leidenschaft, der es durchbraust und der über alle Bedenken den Hörer machtvoll hinwegreißt, von Ulline Buzmann durch ihr Spiel noch betont, hielt alles in atemraubendem Bann. Und als der Rutter des lachenden, königlichen Fahrsmannes, wie von unsichtbaren, gewaltigen Händen hinabgerissen, in den Fluten versunken war, da wanderten die Gedanken von der Doggerbank der Bühne hinaus, dorthin, wo die Dünung um Horns Riff spült, und weiter nach Norden zum Grab auf Stensholmen an den Ufern des Skagerraks. Gorch Fock — Doggerbank, die beiden Namen sind uns schmerzlich verknüpft auch ohne das Drama. — Auf die schicksalschweren Trauerspiele der beiden Unvergeßlichen folgte des feldgrauen Hinrich Wriede graziöses Lustspiel, das in seinem meisterlich straffen Aufbau vom rein dramaturgischen Standpunkte aus den beiden vorhergehenden weit überlegen ist. Die unübertreffliche Aufführung, in der besonders Dr. Dhnjorg als Bauer Hans eine künstlerische Glanzleistung bot, wie auch die stille, entzückende Inszenierung, gab dem Ganzen eine Geschlossenheit, die schlechthin untadelig war. Das Plattdeutsche wurde, wie immer von den Mitgliedern der dramatischen Gesellschaft, rein und gut gesprochen. Die Stücke werden jetzt auch vor den Abonnenten des Thaliatheaters gespielt.

Zeitlich im Abstände von vier Tagen folgte dieser Aufführung das „Gesamtgastspiel niederdeutscher Bühnenkünstler“ im Wandsbeker Stadttheater. Künst-

lerisch war der Abstand sehr wesentlich größer. Gegeben wurde „De Notknecht“, ein niederdeutsches Volksstück mit Gesang und Tanz in fünf Aufzügen von Maria Glaes. Über das Stück läßt sich ein abschließendes Urteil nicht fällen, da die Darstellung die vorhandenen starken Längen und Unwahrscheinlichkeiten bis zur Unerträglichkeit unterstrich und das der äußeren Handlung gänzlich entbehrende Stück auf eine Länge von mehr als dreieinhalb Stunden auseinanderzerrte. Die Mitwirkenden ließen, was die Beherrschung der Rollentexte und der Sprache und das Zusammenpiel angeht, bis auf die Mutter Hartkopf, auch die bescheidensten Wünsche unerfüllt. Der eine „Held“, — das Drama hat deren zwei, — sprach der Einfachheit halber durchweg hochdeutsch und entschloß sich nur selten und offensichtlich widerstrebend, zu wenigen plattdeutschen Brocken. Bei anderer Darstellung und auf drei Akte zusammengedrängt, wäre das Stück vielleicht garnicht so bühnenunwirksam. Sein Inhalt ist das Hohelied auf den „Notknecht“, dem man jede Arbeit für den Nächsten zumuten darf, und der auch seine Frau verzeihend in die Arme schließt, als sie ihm nicht mit Sicherheit sagen kann, weissen Kind sie erwartet. Die Heldin, die als Tochter eines Barons und einer Stallmagd in Diebstahl und Fürsorgeerziehung aufgewachsen ist, wird durch die reine Güte ihres Mannes zur Madonnenhaftigkeit emporgehoben. Daß diese Wandlung völlig ungläubhaft blieb, lag wohl zum größten Teil an dem gänzlich verfehlten Spiel und der Maske des Mannes.

Zwölf Stunden später bot man uns im Schiller-Theater in Altona die Krausführung von zwei Dramen, die nach Inhalt und Darstellung mit dem eben erwähnten nicht in einem Atem genannt werden dürften. Der kälteste Sonntagmorgen dieses sibirischen Winters brachte uns im fast ungeheizten Raum eine große Überraschung: ein niederdeutsches Drama, das sich getrost denen Stavenhagens als andersartig, aber gleichwertig, an die Seite stellen kann: G. Stilles Störmfloh. Jeder, der Stilles Erzählungen kennt mit ihrer liebevollen, ruhigen Kleinmalerei, wird nicht wenig erstaunt gewesen sein über diesen großen Wurf, dem alle Unebenheiten des Erstlings-Dramas fehlen, dessen packenden Begebenheiten, die sich schnell und folgerichtig abwickeln, man ohne Ermüdung folgt. Im vorletzten Hefte war bereits über erfolgreiche Aufführungen des Werkes in Stade und Buxtehude berichtet worden. Auch das anspruchsvollere Großstadtpublikum bereitet dem Stücke denselben Empfang. Der Inhalt war uns aus dem Buche „Ut Landdokters Leben“ bekannt. Aber wieviel feiner verknüpft finden wir die Vorgänge im Drama wieder! Die Gestalt der Lina, in der Novelle ganz farblos, trat uns hier auf den Brettern als Trägerin eines Frauenschicksals von erschütternder Wahrheit entgegen, durch Else Tucher-Senbold in süßer zarter Mädchenhaftigkeit verkörpert, ohne Rhetorik und tönenbes Bathos mit ergreifenden Herzenstönen schein und still in Glück und Qual die Gemüter der Zuschauer rührend. Während in der Prosadarstellung der bei der Hochzeit zur Erde rollende Trauring Unglück bedeutend eigentlich der Urheber des Schicksals zu sein scheint, das über die junge Ehe der Lina Heinsohn grau und wolken-schwer hereinbricht, spielt dieser Zug im Drama die ihm gebührende Nebenrolle. Die Schuld wächst gewaltig auf aus dem Leichtsinne des Mannes, der mit dem plötzlich ererbten Gelde nicht umzugehen weiß und in den Händen des lebenslustigen und verführerischen Weibes zum Zerstörer des eigenen Glückes wird. Man glaubte dieser Becka Mejer, die Paula Wiegmann lebensvoll auf die Bühne stellte, ihre Macht, wie man verstand, daß diese Lina unter dem Anblick solcher Untreue völlig zusammenbrechen muß, nachdem schon der häufige Anblick des sinnlos betrunkenen Mannes sie innerlich bis aufs äußerste gedemütigt hat und ihr Herz tief getroffen ist durch den Tod des Kindes, das in einer der tiefen Wetterstürme des Sietlandes ertrank, weil der feiner Sinne wieder einmal nicht mächtige Vater die Haustür offen gelassen hatte. Eine Reihe fein gezeichneter Gestalten scharen sich um diese Hauptpersonen, jede ein Stück des Landes Hadeln, jenes weltverlorenen Fleckchens Erde, von dem schon der alte Widukind von Corvey so seltsame Geschichten zu berichten wußte und das in Stille seinen neuen Propheten gefunden hat. Durchdröhnt von dem Toesen der Sturmflut ersteht vor uns die Geschichte einer Landschaft, die dem Meere immer von neuem abgerungen werden muß, wie das Menschenglück dem Schicksal. Und das gleiche Geschick verknüpft unlösbar Bewohner und Land. In äußerst

wirkfamen Szenen spielte sich das Schicksal dieser bodenständigen Niedersachsen vor uns ab in einer Sprache voll urwüchsigcr Bildkraft und Ausdrucksfähigkeit. Die Spielleitung sorgte für buntes Leben auf der Bühne, und das schnelle Tempo der Aufführung ließ der Handlung ihre ganze Wucht. Die Darstellung war aus einem Guß, jeder lebte in seiner Rolle, als sei sie für ihn geschrieben. Das machte das Herz jedes Freundes der plattdeutschen Sprache höher schlagen: hier haben wir einen Kreis von Berufskünstlern, die das Plattdeutsche wie ihre Muttersprache sprechen. Darum begrüßen wir mit großer Freude die Ankündigung der Spielleiter, Eugen Moebius und Adolf Steinmann, fortan öfter solche Aufführungen zu bringen. Der erste Schritt zu einer ständigen plattdeutschen Bühne! Mit Mitgliedern wie Else Tucher-Senbold und denen, die ihr hier zur Seite standen, ließe sich wahrlich etwas erreichen! Daß ein Publikum für ernste plattdeutsche Stücke vorhanden ist, braucht ja nach den Erfolgen im Thaliatheater nicht mehr theoretisch bewiesen zu werden.

Der Aufführung des Stilleschen Dramas ging ein Einakter von Ernst Sander voraus, „Schummerstünn.“ Frau Moebius-Kuhn spielte lebenswahr die Rolle der Mutter, die, vor zwanzig Jahren von ihrem Manne mißhandelt und verlassen, sich und ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit vor Not geschützt hat. Gerade als ein tüchtiger Mann ihre Tochter heimführen will, erscheint der, den sie innerlich längst begraben hatte, um reuig gutzumachen, was nicht mehr gutzumachen ist. Die Frau will sein Eindringen in ihre schwer erkämpfte Ruhe nicht dulden und belligt ihn mit einem Wort, das ihm das Herz bricht. Die Scene ist voll entseßlicher, unabgeschwächter Tragik, aber auch hier scheint ein junges Talent zum Lichte zu drängen, von dem man noch viel erwarten kann.

Es ist, als ob eine Zeit frischer Blüte für die niederdeutsche dramatische Dichtung hereinbrechen sollte. Möchte kein rauher Frost sie uns vorzeitig zerstören!
Hannah Kuhlmann.

„Der Kartoffelkönig von Ochsenwärdcr.“ Nu is de Kantüffelkeunig van Dwarder ook affsett, lang nog regeert harr he woll. Beerhundert Mal hebbt se ditt „Volksstück“ van Th. Francke in Ernst Drucker sien Theater to Hamburg-St. Pauli speelt, so lang, wat dat in Wirklichkeit goakeen Kantüffeln mehr bi uns tolanen geven deh. Beerhundert Mal! Nu segg Een nich, mit plattdütsch Stücken is nix to maaken! Th. Francke, de Huusdichter, schrifft man blots de Namens van sien Stücken „hoog“, wat dat ook Quittjes klookkriegen kunnen, ward seggt. Reudig deh dat avers nich. Na, ick will mi man nich ers lang ophollen over dit un dat, un will de Lüid nich ehr Hög verdarven. Wat bi Ernst Drucker Allerhand anners wesen kann, as dat is, könt jü denken. Bi disse Stücken geiht dat, as bi dat Meckelbörger Gesettbook to: „§ 1: Dat bliovt Allens, as dat is. § 2. Doa warrd nix an ännert.“ Jümmers giwt dat doa gode Lüid un asige, leege Lüid. Dat is so as swatt un mitt in't preusche Wapen, as Ormuzd un Uhriman bi de ohlen Perfer, as Engel un Düvel in de Bibel. Sungen, danzt un knutscht ward bannig, denn de Unschuld un dat gode Recht bliwt Baas, as de Lüid dat hebbten wöllt. Un lachen wöllt's likers: So giwt ook'n Barg to lachen. Wenn't ook man n'Lachen over tweireeten Büzen oder opböert Froonsröcker is, wo Th. Francke veelmals de enkelten Stremels mit beluten deibt

De „Kantüffelkeunig“ fall en Buer sien, de soveel Kantüffeln tohoopgrappst hett, as dat in gans Dwarder nich giwt. (Dat hebbt's mi doa sülos vertellt). He heet Quappenkopp (so een gifft liekers nich) un is op sien ohlen Dag noch in junge Deerns verleevt. (Sowat kann eher angahn). Disse Mann nu will vör Gewalt op een Hamburger Kruutkramer sien Döchter dahl un denkt, vör sien Kantüffeln kun he Allens gewoahr warnn. (Dok wenn he goakeen Dwarder Platt snackt). Na, is god, de Deerns lacht em wat uut un nehmt sick fixe Mariners und Quappenkopp hett dat Uutlicken. Dok sien Kneep van freuher kaamt an den Dag. Enn good, Allens good.

Dat Best an den gansen Kram is „Sabbelmeierfch“. Senbold as ohl Wief maakt alleen dat Theater vull, dat's gewiß. Jck leuw, he ward ook in dat nee

Stück „Hamterricke uut'n Trampgang“ sienen Mann stahn, oder richtiger: sien „Froo“. He kann ook auner Dichters to Erfolg helpen, dat is gewiß. Wat hangt nich Allens van't Spill un de Speelers aff! Hans Förster.

Kölnische Volksschauspiele. Am 21. Dezember 1916 brachte das Schauspielhaus in der Kreuzgasse ein neues Stück von Wilhelm Schneider-Clauß, das fünfte, zur ersten Aufführung: „Et große Vos.“ Wie die übrigen, von denen im 1. Heft dieses Jahrganges S. 24 die Rede ist, besteht auch das neue Stück aus vier Akten. Die Handlung spielt Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ihr Schauplatz ist vornehmlich „De ahl Wenerstroß boven an der Pump“, eine alte Kölner Torstraße und Hauptader der alten Bauerbank Wenerstraße. Zur Zeit der Handlung war dieser Bezirk noch ziemlich geschlossen und ruhte noch im Schatten der vielhundertjährigen starken Ringmauer, deren Abbruch erst 1881 und in den folgenden Jahren erfolgte. Die Träger der Handlung sind kleine Handwerker, wie sie an Torstraßen angeheftet zu sein pflegen, ein Schmied, Sattler, Bäcker, Metzger, Wirt und kleinere Händler, sowie ein Vertreter der „Kappesboore“, der Mitglieder der alten Bauerbänke, deren es im ganzen fünf in Köln gab. Dazu kommen die Frauen und Töchter der „Helben“ mit recht unterschiedlichen, oft recht ergötzlichen „Tugenden“ gekennzeichnet. Die Handlung selbst ist auf die Verwechslung zweier Losnummern aufgebaut, von denen das eine in der Preussischen, das andere in der Hamburger Lotterie gespielt wird. Beide Lose gehören einem Kegeldereim, den die genannten Wenerstraßer Handwerker und Händler bilden. Am Sonntag vor Fastnacht wird der angebliche Gewinn beider Lose den „Glücklichen“ mitgeteilt. Darob natürlich ausgelassene Freude, doppelt ausgelassen bei der „Inauguration“ des Karnevals und an den tollen Tagen selbst und allerhand schöne Pläne und Lustschlösser. Dann erfolgt Aschermittwoch die Ernüchterung: beide Losnummern sind wohl gezogen worden, aber in umgekehrter Reihe. Während so die Wenerstraßer wie Lohgerber betriibt ihre Felle fortzuschwimmen sehen, gewinnt ein fröhlicheres Mitglied des Vereins in Wahrheit das große Los: durch die endgültige ungestörte Gründung des Familienglückes. Hierbei bewährt sich besonders der „Kappesboor“ als Mensch mit goldenem Herzen. Die an sich einfache, aber lebhaft bewegte Handlung ist umrahmt und durchwoben von den ergötzlichsten Bildern aus den letzten Tagen des alten Köln. So zeugt auch dieses Stück wieder von der Meisterschaft unseres Dichters auf dem Gebiete der Heimatkunst. Prof. Dr. Adam Wrede, Köln.



Bücherbesprechungen



Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen.
Die Schriftleitung scheidet den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort. Skizzen aus dem Leben von Dr. J. Goldschmidt. Mit dem Bilde des Verfassers. Oldenburg i. Br.: Littmann. 1916. 87 S.

Das Büchlein ist ein von Medizinalrat Dr. Roth in Oldenburg besorgter Neudruck einer Schrift aus dem Jahre 1847, die sehr deutlich den Stempel ihrer Entstehungszeit trägt. Das Plattdeutsche ist dem Verfasser ein großes Hemmnis der Bildung im nordwestlichen Deutschland, aber der Liebe zur Sprache seiner Jugend tut das keinen Abbruch. Diesem geunden Gefühl, das der ihm im übrigen genehme politische Liberalismus seiner Zeit nicht verkümmerte, ist es zu danken, daß er die vorliegenden Aufzeichnungen gemacht hat, die nicht nur von seiner Liebe zur Sprache der engeren Heimat, sondern auch von ebenso großer Liebe zu ihrer ganzen völkischen Art und von der Fähigkeit zu scharfer Beobachtung zeugen. Die vielfachen Beziehungen, in die ihn sein ärztlicher Beruf zu den Menschen der Heimat gebracht hat, weiß er trefflich zu nutzen. Das

Wesen der oldenburgischen Bevölkerung kennzeichnet er gut; für dessen Äußerung in Sitte und Sprache hat er viel auch heute noch schätzbares Material zusammengetragen. Wo er das Gebiet eigener Erfahrung überschreitet, geht er als Laie natürlich oft in die Irre, was besonders in dem Abschnitt über die Sprache stört. Auch in dem Abschnitt über das Volk und seine Sprichwörter, den er nicht ohne Geschick einteilt in die Kapitel: Religion, Festhalten der Volksitte, Rechtsinn, Familienleben, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, Liebe zur Heimat, Sparsamkeit, Einzelne Sprichwörter, sind Voraussetzungen und Schlüsse gelegentlich falsch oder fragwürdig. Aber die Fülle guter eigener Beobachtungen rechtfertigt den Neubruck wohl. Viele besondere mundartliche Ausdrücke und Redensarten, auch manche sonstigen volkskundlich wertvollen Einzelheiten sind hier verzeichnet. Schade, daß der Herausgeber die Brauchbarkeit nicht durch ein alphabetisches Wörterverzeichnis erhöht hat! Alle Freunde niederdeutscher Stammesart werden an dem in frischem Plauderton geschriebenen Büchlein aus längst vergangenen Tagen, dürfen sie dem Verfasser auch nicht in allen Punkten beipflichten, ihre Freude haben. H. Seedorf, Bremen.

Hatt gegen hatt. Niederdeutsches Bauerndrama in 3 Aufzügen von Karl Wagenfeld. Mit Bildern von A. Heumann und Th. Herrmann. Rich. Hermes Verlag, Hamburg. 1917. 53 Seiten. Geb. 2 Mark.

Bei der Lektüre von Dramen ist mir der Umfang des Personenverzeichnisses ein sicherer Gradmesser für die Geschlossenheit und Einheit der Handlung und das dichterische Können des Verfassers geworden. Schönherr hat in seinem Schauspiel: „Der Weibsteufler“, mit nur drei Personen fünf hochgepannte Akte zu füllen vermocht. Auch Wagenfeld beschränkt sich in seinem kraftvollen Bauerndrama auf sechs Menschen, die er, dem obersten Gesetz der Dramatik folgend, „hart auf hart“ mit unerbittlicher Strenge und ohne die geringste Konzeßion an die verpönte und hoch dem Volke eigene und ihm liebe Sentimentalität gegen einander und zur Katastrophe führt.

Es ist die Tragödie der Starrköpfigkeit zweier „mönsterlännsker Buern“, Vater und Sohn, die beide Herren auf dem angestammten Hof bleiben wollen, und in Verteidigung vermeintlicher Rechte auch vor Gewalttat nicht zurückschrecken. Ersterer läßt sich, den Rachegefühlen gegen einen Verleumder, der ihn ins Gefängnis brachte, blind nachgehend, verleiten, den eigenen Hof zu verkaufen, um durch den Erwerb des Beweses des Todfeindes diesen zu verderben. — Der Sohn vermag in fanatischem Drang, den Besitz zu erhalten und sein von der Magd erwartetes Kind zu legitimieren, die Seelennot des Vaters nicht zu erkennen: In wuchtigen kraftvollen Szenen des dritten Aktes erfolgt die Entladung. Der Sohn erliegt einem Schuß des jähzornigen Vaters, der den eigenen Hof verkaufte und den des Widersachers in die Hände der Zechenbarone fallen ließ.

Straff geführte Handlung, scharf umrissene Gestalten sind die Vorzüge dieses Schauspiels, — und doch haben mir die Schicksale der Enkinkbauern nicht ans Herz gegriffen. Liegt es daran, daß die Motive ihrer Handlungen: Liebe zur Scholle, Starrsinn des Alters, das der Jugend nicht Blag machen will, Liebe des Bauernsohnes zu der Magd, die der Vater als nicht ebenbürtig bekämpft, nicht sonderlich neu sind, — oder lähmt die ungeheure Wucht der Geschehnisse auf der Weltbühne das Interesse an Theater und einzelnen Menschen-schicksalen? —

Heumanns vortreffliche Umschlagzeichnung und Herrmanns Szenenbilder der bäuerlichen Umwelt sind eine Bereicherung des wertvollen Buches. Möchte dem Drama bald der sichere Bühnenerfolg beschieden sein. Peter Werth.

Vörmahd. Plattdätsche Gedichte von Wilhelm Neese, R. Hermes Verlag, Hamburg 1916. 95 S. Preis

Ich freue mich, mit diesem Bändchen einen Mecklenburger Lyriker den Lesern vorstellen zu können. Und zwar einen echten niederdeutschen Lyriker, nicht einen wie Seemann, dessen plattdeutsche Gedichte hochdeutsch gedacht und dann in die Mundart mühsam übersetzt waren. Neese empfindet und dichtet plattdeutsch;

nur selten findet man hochdeutsche Konstruktionen, die der Mundart nicht eignen. Die Iyrischen Gedichte atmen vor allem eine herzerfrischende Naturliebe, ein tiefes Naturgefühl. Das Meer hat es dem Dichter angetan, und die Tages- und Nachtstimmungen am Strande und auf der See geben ihm manch tiefen Gedanken, manch schönes Bild ein. Der Niederdeutsche neigt stets gerne zur Besinnlichkeit, und es wäre interessant einmal durch die norddeutsche Lyrik den Erinnerungsgedanken zu verfolgen, der bei vielen Dichtern, von Johann Heinrich Voß angefangen, über Klaus Groth und Emanuel Geibel bis zu Theodor Storm und den jüngeren, eine beherrschende Rolle in ihrer Gefühlswelt spielt. Auch bei Neese taucht diese Stimmung häufig auf, ohne sich in falsche Sentimentalität zu verlieren. Prächtig sind die Balladen, oder eigentlich sind es Reimerzählungen in Versen ohne Strophenteilung, gelungen. Den Läuſchen vermag ich weniger Geschmack abzugewinnen; die Pointen kommen mir entweder geſucht oder herſchlich platt vor. Alles in allem genommen, eine erfreuliche Talentprobe! Wenn Neese noch mehr auf ein reines Mecklenburgiſch hält (ich notiere z. B. nur S. 86: „ein olles, frames Ehepoor“) und weiterhin ſich bemüht, nur niederdeuſch zu empfinden, was er niederdeuſch aufſchreibt, können wir von ihm noch manch ſchöne Gabe erhoffen. Vielleicht erſieht uns dann endlich einmal wieder ein wahrer durch und durch niederdeuſcher Lyriker!

Wolfgang Stammeler.

Wat ſick 't Duorp vertelt. Neue plattdeuſche Erzählungen von H. Vollmer. Verlag von J. & U. Temming, Bochoſt i. W. Preis geheftet Mk. 2.40, in Ganzleinen gebunden Mk. 3.20.

Als Vollmers erſtes Buch, „Von de olle Järſje“, 1914 erſchien, haben wir den neuen Mitſtreiter im Münſterlande freudig begrüßt, der kein welterschütternder Dichter iſt, aber ein lebendiger Erzähler, dem Heimat und Landsleute innig am Herzen liegen, und der ſich nun wieder in ſeinem neuen Buche als Meiſter der Sprache zeigt. In der erſten Geſchichte werden Hans und Grete, oder vielmehr Joſepp un Maggreitken in etwas abgegriffener Weiſe, aber doch recht unterhaltſam, auseinander- und zuſammengeführt, wobei der Weltkrieg eine Rolle ſpielen muß; die beiden lezten Erzählungen haben aber eine durchaus eigene Note. Der „Oberſt“ und ſein Knecht ſind ein paar prachtvolle Weſtſalengeſtalten von echtem Schrot und Korn trotz all ihrer Verſchrobenheit, die durch die rührende gegenseitige Treue geadelt wird. Am beſten iſt jedoch die lezte Geſchichte, in der das zweite Geſicht, die „Vorgeſchichte“, eine entſcheidende Rolle ſpielt. Die Geſtalten ſind gut und echt geſchildert, der immer luſtige Pfeifenmacher Peter Klaos, den all das unſägliche Leid, das ihn trifft, nicht ganz unterkriegen kann, und Brinkels Giärd, der Spökenkiker, der ſelbſt ſchwer unter der traurigen Klarheit ſeiner Augen leidet, und der doch nicht anders kann, als die Menſchen vor dem kommenden Unglück warnen, das er in qualvollen Geſichten vorausahnt. Wer weiß, wie zahlreich dieſe „Blaffen im Heideland“ in Weſtſalen noch ſind, wird mit Intereſſe dieſen neuen Beitrag zu der Streitfrage leſen, wenn auch Vollmer in die Sache ſelbſt nicht tiefer eindringt, ſondern nur darüber zu denken ſcheint wie Annette von Droſte-Hülſhoff: „D ſpricht ein Gebet, inbrünſtig und echt, für die Seher der Nacht, das gequälte Geſchlecht.“ — Die Ausſtattung des Buches iſt zu loben, wie auch die Umſchlag-Zeichnung von Augustinus Heumann.

Hanna Kuhlmann.

Bei Heidenhoff. Von Elſabeth Albrecht. Nedderdütsch Bökeri. 22. Band. Mit Biller ut Friß Greve ſin Warkſtäd. Richard Hermes Verlag. Hamburg 1917. Eine äußerst wirksam aufgebaute Erzählung aus dem Mecklenburger Dorfleben. Die ſcharfumriſſenen Geſtalten derſelben bringen Liebe und Leidenschaft, Freude und Leid, Glück und Unglück ohne tendenziöſe Färbung zur Darſtellung. Eine prächtige Figur iſt der alte Schlunk, der „Kauhawaddig“ auf dem Heidenhoſe. An dem echten Volksbuche muß jeder Leſer ſeine helle Freude haben.

J. von Harten.

Aus dem alten Göttingen. Humoriſtiſche Erzählungen in Göttinger Mundart: Meſſingsch und Platt von Schorſe Szültenbürger. Herausgegeben von Ernt Honig. Vierte mit Buchſchmuck verſehene Auflage. Göttingen. Verlag von Friedrich Kronbauer. 112 S.

Freunde der südhannoverschen Musenstadt, auch wenn sie nur kürzere Zeit dort weilten, werden an diesen z. T. in gutem Göttinger Platt geschriebenen, von gesundem Humor durchwehten, kulturgeschichtlich wertvollen Bildern „Aus dem alten Göttingen“ ihre helle Freude haben und sich durch sie zurückzaubern lassen in die gute alte Zeit, wo so manches ungleich traulicher und gemütvoller war als heute. D. St.

Scherz und Ernst. Eine kleine Gabe fürs Vaterland. Von Gustav Ritter. Zweite Auflage. Selbstverlag des Verfassers. Grabow i. M. 104. S. Geh. 1.10 M.

Ein unter der Flagge der Wohltätigkeit segelndes Buch mit literarisch belanglosem Inhalt. Der Scherz besteht natürlich aus verwässerten Läuſchen, die plattdeutsch geschrieben sind. Neu ist auf jedem Fall die Art und Weise, wie der Verfasser den Stoff zu seinen Dichtungen erhält. Auf gelben und blauen Zetteln, die vorne ins Buch geklebt sind, bittet Ritter, ihm geeignete Stoffe zuzufinden. Hauptsache sei die „Pointe“. Gedankenarmen Dichtern, die die Welt durchaus mit „Dichtungen“ aus ihrer Feder beglücken müssen, wird hier ein Fingerzeig gegeben. D. Steilen.

Kalender für 1917. Nachträglich liegt uns noch der Bagel Grip-Kalender (Rostock, Adlers Erben. 20 Pf.) vor. Wer wie dieser Kalender heuer zum 200. Male zu seinen Langsleuten kommen darf, für den bedarf es keiner weiteren Empfehlung mehr. Niederdeutscher Leseſtoff, unter Betonung des volkstümlichen Humors ist entsprechend berücksichtigt.

Aus Zeitschriften und Tageszeitungen

Alle Leser, besonders Schriftsteller und Schriftleitungen werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

Johann Hinrich Fehrs. Von Prof. Dr. Dohse. („Hannoverland“ Jahrg. 1916 Heft 19/22) — J. H. F., sein Werk und sein Erbe. Von Wiedinghardt (Die Tat, 8. Jahrg. 12. Heft).

Christian Fienes. (Hannoverscher Kurier, 10. Febr.) — Von Dr. A. Kutscher (Niedersachsen, 22. Jahrg. Nr. 9). — Von Albert Schwarz (De Geckbom, 35. Jahrg. Nr. 2/4). —

Niederdeutsch. Von Jacob Bödewadt (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12).

Volksprache und Dichtung. „Die Sprache unserer Marine“. Von Mar. Off.-Arzt Robert (An Flanderns Küste, 1. Febr. 1917 ff.) — Volkstümliche Pflanzennamen aus Mecklenburg“. Von Ernst Krüger. (Niedersachsen 22. Jahrg. Nr. 11). — „Rekreime im Braunschweigischen. Von Schräpel-Dettum. (Weferland 8. Jahrgang. 9/10 Heft.) — „Blämische Sagen“. Von Paul Jaunert (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12). — „Etwas über unsere Tiernamen“. Von Dr. Julius Franke. (Westmünsterland, 4. Jahrg. 2. Heft). — „Hochzeitsgebräuche im Münsterland“. Von A. Holländer (Ebenda). — „Plattdeutsche Hohenzollernlieder“. Von A. N. Harzen-Müller. (Niedersachsen 22. Jahrg. Nr. 9).

Rechtschreibung. „Ower dat richtigde Spreken und Schriewen von unse Sprak“. Von Pastor Hansen. (De Geckbom, 35. Jahrg. Nr. 2/4).

Wörterklärung. „Blattdütsch“. Von Dr. Agathe Laſch (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Herausgeg. von Wilhelm Braune. Halle 1916. 42. Band, 1. Heft). S. Sprachrechte.

Sprachgeschichte und geographie. „Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache“. Von Prof. Dr. Otto Behaghel. (Westermanns Monatshefte, Dezember 1916). — „Ein wissenschaftliches Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Mundart“. Von Dr. Agathe Laſch. (Hamburger Nachrichten, 11. März). — „Niederländisch-nordfriesische Beziehungen“. Von

Christian Jensen. (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12) — „Werden und Wert der Mundart“. Von Dr. W. Hermanns. (Decher Blatt, 10. Jahrg. Nr. 3).

Alte Drucke und Handschriften. „Ein Kleinod der Alt-Brügger Buchmalerei“. Von Arthur Lindner (Der Belfried 1, 6). — „Das älteste Kanzel-Proklamationsbuch der reformierten Gemeinde Mülheim a. d. Ruhr“. Von Friedrich Sandmann. (Zeitschrift des Geschichtsvereins Mülheim a. d. Ruhr, 11. Jahrg., 2. und 3. Heft).

Plattdeutsch und Schule. Von Georg Rufeier. (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12).

Blämische Sprache und Art. „Fortgang und Erfolg der blämischen Bewegung“. (Hamburger Nachrichten, 13. Jan.) — „Die blämische Bewegung und die Unversität Gent“. (Münchener Neueste Nachrichten, 23. Jan.) — „Die Blamen in Frankreich“ (Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitung, 24. Jan.). — „Blämische Dichtungen“. Von Martha Charlotte Nagel. (Hann. Kurier, 20. Jan.). — „Fritz Bley und die deutsche Blamenpolitik.“ Von Kurt L. Walter vander Bleeck. (Nordd. Monatshefte, 1916 Heft 2). — „Die blämische Volks- und Sprachgrenze“. (Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung, 12. Febr.) — „Der weitere Ausbau der Genter Hochschule“. Von Professor Fr. W. Freiherr von Biffing. (Hamburger Nachrichten, 4. März). — „Blamland und Wallonien“. (Münchener Neueste Nachrichten, 4. März). — „Blämische Lyrik“. Von R. A. Schröder. (Der Belfried, 1. Jahrg. Heft 1 u. 4). — „Inventar der belgischen Flüchtlingspreise“ (Der Belfried 1, 2). — „Zur Wiedereröffnung der Genter Hochschule“. Von Prof. Dr. Fr. Wilh. Freiherrn von Biffing. — „Guido Gezelle“. Von Prof. Franz Jostes (Internationale Monatschrift, 11. Jahrg. Heft 2 und 4). — „Der Blämische Anteil an der französischen Literatur“. Von Prof. Hanns Heiß. (Internationale Monatschrift, 11. Jahrg., Heft 3). — „Jong-Blaanderen en Duitschland“. Von Gustaaf Vermeersch (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12). — „Die idyllische Seele Blanderns“. Von Hermann Nohl. (Ebenda). — „Deutblämisches.“ Von Dr. Jul. Bachem (Allgem. Rundschau, München, 24. März). — „Märzstürme über Flandern“. Von Unterveritätsprofessor Dr. Konrad Beyerle (Allgem. Rundschau, 31. März). — „Sprecht nicht französisch in Belgien!“ (Rhein.-Westf. Ztg., 18. Jan.)

Neuplattd. Bewegung. „Wege zum niederdeutschen Theater“. Von Hermann Boddorf. (Niederachsen, 22. Jahrg. Nr. 9). — „Schleswig-Holstein und sein plattdeutscher Landesverband“. Von Fritz Wischer. — „Der Hamburgische Quickborn und seine Arbeit“. Von Jacob Bödewadt. — „Die niederdeutsche Bewegung in Mecklenburg“. Von Richard Dohse. (Die Tat, 8. Jahrg. Heft 12). — „Blattdütsch in de Provinz Hannover“. Von Wilhelm Keeß f. (De Eekbom, 35. Jahrg., Heft 5/6).



Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg



Jahresbeiträge. Der Beitrag für die in Deutschland wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 4 Mark, für Anstalten, Vereine, Körperschaften und Auslandsmitglieder mindestens 6 Mark.

Es wird dringend gebeten, Vereinsbeiträge nicht an den Quickborn-Verlag zu schicken, sondern sie an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11 einzahlen oder auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg überweisen zu wollen. Für die außerhamburgischen Mitglieder bildet die Postcheckeinzahlung die einfachste und zugleich kostenfreie Form. In Hamburg werden die Beiträge auch in der Quickborn-Kanzlei, Schauenburgerstraße 47 (Geschäftszeit von 10—4 Uhr) entgegengenommen. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht.

Erhöhte Jahresbeiträge 1916/17. Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß von Mitte Dezember 1916 bis 20. März ds. Js. folgende Mitglieder erhöhte Beiträge bezahlt haben:

- 100 M. Literarische Gesellschaft (Hamburg).
 20 " H. Saake (Lugano).
 je 10 " G. Bockris (Altona), Prof. Dr. Conr. Borchling, Frau Anna Bretschneider, Kommerzienrat Konsul Max Brinckman (Harburg), Albert Broschek, Joh. S. Brumm (Neu-Wentorf), Chr. Christiansen, Heinrich Dräger (Lübeck), Carl Jönsson, Kakao-Kompagnie Th. Reichardt (Wandsbek), Chr. Klock, Rechtsanwalt M. Th. Kämpel, Max Pulvermacher, Präsident Dr. A. Schön, Rechtsanwalt Dr. Vielhaben, Geh. Kommerzienrat Wm. Volckens.
 je 6 " Ulfr. Angelbeck, J. J. Augustin (Glückstadt), H. G. Bartels (Frankfurt a. M.), Prof. M. Bauer (Frankfurt a. M.), Frau S. Behrmann (Niendorf), Wilh. Börker (Braunschweig), L. Bostelmann, Dr. E. Böttcher (Kendsburg), H. Bohnen, Frä. Julia Cohen, Paul Conström, Frä. Sophie Dahl, Frau F. ten Doornkaat Koolman (Gut Midlum b. Emden), A. Döcher, Carl Drewes, Arzt Dr. Freerichs (Neunkirchen a. Saar), Emil Friz (Charlottenburg), Hans Glon (Bergedorf), Frau Paula Goldschmidt, Hauptpastor Horn, Dr. D. Jürgens (Hannover), E. Kabel, G. Kackhschließ, Dr. Julius Lippmann, Ulfr. Maack, Paul Markmann, Otto Meißner, E. Mercier, Frau Rittmeister Mener (Lokstedt b. Hamburg), Walter Rogas, A. Ruben, B. Samtleben, Fr. Samtleben, Henry Schaper, Herm. Schriedewind (Wandsbek), E. Schwabel (Bergstedt), Friedr. W. Wenzel, Dr. Wilbrandt, Paul Zoder.
 je 5 " Chr. Betcke, Karlhans Bener (Berlin-Steglitz), Frä. Duer (Hadersleben), Max Feldhufen (Lodenbüttel i. Holst.), Professor Frings (Bonn), W. Hartmann, Otto Henkel, Professor Knauff (Altona), Hans Albrecht Hükel (Brietzen a. D.), Georg Köpke (Neuenselbe Bez. Hbg.), J. Leopold (Warendorf), Wilh. Lück (Bad Schwartau), Dr. Otto Lütgens, Rich. Lüth (Greifswald), E. D. A. Metelmann, W. F. H. Schröder, Frä. M. Wendt (Cuxhaven).

(Soweit eine Ortsangabe fehlt, ist der Wohnort Hamburg.)

Dr. Reimers, Kassierer.

Für die Feldversorgung mit plattdeutschem Lesestoff aus unserer Kriegsbücherei und zur Versendung unserer Zeitschrift „Plattdeutsch Land un Waterkant“ spendeten:

- 200 Mk. Hugo Preuß,
 je 100 " Johann Peter Averbhoff Stiftung, Dynamit-Actien-Gesellschaft vormals Alfred Nobel & Co., E. H. Lietgens,
 80 " Neue Sparkasse,
 50 " F. Laeisz, Geh. Kommerzienrat Wm. Volckens,
 40 " J. Droste,
 20 " Dr. G. Blohm,
 10 " S. M. S. Elsaß,
 5 " Ad. Borwerk,
 3 " Dr. Ladewig, (z. Z. im Felde.)

Den Empfang dieser Beträge bestätigt mit herzlichem Dank

Dr. Reimers, Kassierer.

Vortragsabende in Hamburg. „Uns' plattdütisch Land“. Am 18. Januar sprach Professor Dr. Hans Much im dichtgefüllten großen Conventgartenjaal noch einmal zugunsten unserer niederdeutschen Kriegsbücherei. Die wundervollen Lichtbilder (über 250) und der fortreizende Schwung des Muchschen Plattdeutsch warben eindringlich für Niederdeutschland, seine Naturschönheit und seine einzigartige Backsteingotik, deren beredter Herold Much ist. Das klingende Ergebnis des Abends war erfreulich für die Kasse der Kriegsbücherei, die ja fortdauernd der Auffrischung bedarf, um den immer stärker an sie herantretenden Ansprüchen aus den Schützengräben, von der See und aus der Luft zu genügen. H. K.

Auf Anordnung des Generalkommandos dürfen vorläufig zur Behebung der Kohlenknappheit Vorträge in geheizten Räumen nicht mehr stattfinden. Unsere geplanten Veranstaltungen mußten deshalb aufgeschoben werden, der Blindenabend, die Fehrsgebedenkfeier, der im Januar auf den März verschobene Vortrag von Dr. Wolfgang Stammler über niederdeutsche Dichtung im 18. Jahrhundert, und der 2. Werftvortrag von Max Werner. S. K.

Zu den niederdeutschen Vorstellungen, die unter der Leitung von Eugen Moebius stehen (Schillertheater, Volksooper, Barmbek) auf die im Theaterbericht hingewiesen wurde, erhalten unsere Mitglieder an der Kasse starke Ermäßigungen: Mk. 1.50 (statt Mk. 2.—) usw. S. K.

Fock-Feier und Presse. Welche Bedeutung man unserer Fock-Feier (s. S. 74) beimißt, geht aus dem Umstand hervor, daß folgende Blätter außerhalb Hamburgs und Altonas Berichte ihrer hamburgischen Vertreter brachten: Berliner Abendpost, Berliner Tageblatt, Breslauer Zeitung, Frankfurter Nachrichten, Frankfurter Zeitung, Germania, Hannoverscher Kurier, Kölnische Zeitung, Leipziger Neueste Nachrichten, Lübeckische Anzeigen, Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, Tägliche Rundschau, Vossische Zeitung u. a. m.

Die Vereinsbücherei des Quickborn befindet sich im staatlichen Deutschen Seminar, Hamburg, Rothenbaumchaussee 36. Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen.

Als Geschenke und Pflichteremplare von den Verfassern (laut § 6 unserer Satzung) gingen bis Anfang März ein: „Bei Heidenhoff“ von Elisabeth Albrecht, „Vörmahd“ von Wilhelm Neese, „Hatt giegen Hatt“ von Karl Wagenfeld, „Deutsch sei der Tag der Ernte!“ und „Nur eine Saite noch . . .“ von Adolf Dickmann. Ferner einige der in diesen Blättern besprochenen Werke, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen. Allen gütigen Gebern sei herzlich gedankt!

Den Mitgliedern sei eine eifrige Benutzung der Vereinsbibliothek wiederholt empfohlen. Ein übersichtlicher Zettelkatalog steht in der Bibliothek zur Verfügung.

Anschriftveränderungen beliebe man zur Vermeidung von Verzögerungen in der Zusendung unserer Veröffentlichungen der Quickborn-Kanzlei, Hamburg I, Schauenburgerstraße 47, sofort aufzugeben.

Unsere Krieger oder ihre Angehörigen wollen nicht versäumen, der Quickborn-Kanzlei, Hamburg I, Schauenburgerstraße 47, die neuen Feldanschriften mitzuteilen, damit wir „Plattdütsch Land“ nachsenden können. (Die andern Veröffentlichungen werden — sofern nicht Feldsendung ausdrücklich vorgeschrieben — an die Heimatanschriften geschickt.) — Es hat uns erfreut, daß wiederum die meisten der im Felde stehenden Mitglieder den Jahresbeitrag eingeschickt und uns dadurch mit ermöglicht haben, unsere Kriegssonderarbeit fortzusetzen.

Werbetätigkeit für den Quickborn. Daß der Quickborn vom 1. Oktbr. 1916 bis 15. März 1917 231 Neuaufnahmen (gegen 251 im ganzen Jahre 1915/16) zu verzeichnen hatte, verdankt er zum Teil eifriger Werbetätigkeit seiner Mitglieder. Wir bitten zum Besten unserer Bestrebungen in dieser Tätigkeit nicht zu erlahmen! Erleichtert wird das Werben durch den Hinweis darauf, daß der Quickborn seinen Mitgliedern in der Regel jährlich 2 Quickbornbücher, 4 Hefte der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ und 4 Hefte von „Plattdütsch Land un Waterkant“ liefert und schon mit diesen Leistungen an der Spitze aller plattdeutschen Vereine und Verbände steht.

Um die Werbung eines Teils der heute neu verzeichneten Mitglieder machten sich verdient die Mitglieder: Dr. Erich Böttcher (z. Z. im Felde), Ad. Brauer, Frl. Marg. Ehlers, Frau Gertrud Julius, Hans Heinrich Kruse, D. E. Larsen, Otto Lofmeier, Ad. Petersen, Johs. E. Rabe, Dr. H. v. Reiche, Frau Dr. W. Stödter, Johs. Stübe, Paul Wriede (Hamburg), U. Böge (Barmstedt), Frl. Marianne Borchling (Kiel), Prof. Dr. Rich. Dohse (Frankfurt a. M.), U. Eschen (Oldenburg), W. Molsen (Flensburg), S. Rahmeyer (Bremerhaven), Prof. Scholz

(Stade), Otto Fr. Wehber (Bad Schwartau). In der vorigen Liste sollte der Werber von 6 neuen Mitgliedern Ab. Brauer (nicht Bremer) heißen.

Neue Mitglieder.

(21. Dezember 1916 bis 15. März 1917).

Hamburg:	Rudolf F. H. Becker**	Bremerhaven:	Hermann Rahusen
"	Frl. Minna Bendsfeldt	Lübeck:	Heinrich Dräger
"	Christian Betcke	"	Friedrich Ihrke
"	Dr. Otto Bürstenbinder	"	H. Vorkamp
"	Frl. Sofie Dahl	Altona:	Prof. Dr. Knauff
"	Frl. Frieda Droste	"	Adolph Möller
"	Frl. Gretchen Gadebusch	Flensburg:	Frau G. Ditten
"	Bernh. Gehricke	"	W. Molsen
"	Frau Maria Gläß	Heide:	Steuerinspektor Arnold Büngz
"	Frl. Toni Gläß	Ishoe:	Frau Dr. Emma Goldbeck-Lörne
"	Frl. Frieda Haas	Meldorf:	Frl. Agnes Wenhe
"	W. Hartmann	Mölln i. L.:	A. E. Bußmann
"	Fr. Margareth. Heilig Ww.	Bad Oldesloe:	Frau Anne Jagt
"	Theodor Herrmann	Sande:	Heinr. Förtmeyer
"	Frl. Martha Hillers	Todenbüttel:	Max Feldhusen**
"	Hauptpastor Horn	Trittau:	Sanitätsrat Dr. Alfred Herkt
"	Frl. Marn Jacobsen	Wandsbek:	Herm. Schniedewind
"	August Jessen**	Grabow i. M.:	Gustav Ritter
"	Carl Jürgensen	Haidehoff b. Schneverdingen:	die Haidefrau
"	Frl. Anny Kiesel	Harburg:	Paul Sund
"	Karl H. Th. Langschmidt	Hesedorf:	Paul Bagts**
"	Frl. Dr. Agathe Lasch	Lüneburg:	Carl Rohde
"	Landricht. Dr. Otto Lütgens	Midlum:	Frau Anna ten Doornkaat Koolman
"	Fritz Möller	Neuenfelde:	Georg Köpcke**
"	J. Mistlisch**	Osnabrück:	Grupe
"	Johannes Nölting	Stade:	Prof. Stümcke
"	A. Gustav Reimers	Delmenhorst:	Frau Elise Fink
"	Frl. Margarethe Rippens	Neustadt b. Strückhausen:	Adolf Diekmann**
"	Erich H. Rudolf	Varel:	Frl. Gertrud Storm
"	B. Samtleben	Bad Schwartau:	Wilh. Lück
"	Schlüschen**	Grönebach i. W.:	Prof. Floren
"	Oberregierungsrat Dr. A. Schön, Präsident der Bürgerschaft, Vorsitzend. des Secams	Bonn:	Prof. Dr. Frings
"	W. H. F. Schröder	Berlin:	Richard Günzel
"	Ernst Siemken	"	Johann Vürsen
"	Dr. Wilh. Spickernagel**	"	Harry Schwarze
"	Frau Dr. Bertha Stödter	Berlin-Schöneberg:	Frl. Dora Wöljel
"	Franz Streich	Berlin-Wilmersdorf:	Dr. H. Labewig
"	Frl. Adele Stubbe	Lobsens:	Frau Agnes Banomi
"	Frl. Ella A. S. Timm	Frankfurt a. M.:	Adolf Rühl
"	Walter Viereck	"	Heinrich Bobzahn
"	Dr. Wilbrandt**	"	Dr. Carl Richters
"	Richard Will	Differdingen (Lux.):	Otto Haak
"	Frau Carl Wolff	"	Alb. Schacht
"	Johann Wrang	— — —:	Bernhard Christinck**
Cuxhaven:	Frl. M. Wendt		

Allt-Wandervogel, Ortsgruppe Hamburg.

** A. J. im Felde oder, sonst im Dienste des Heeres oder der Marine.

Das nächste Heft der Mitteilungen erscheint voraussichtlich im Juli.
Schriftschluß für das vorliegende Heft: 10. April 1917.

Herausgegeben für die Vereinigung „Duickborn“ in Hamburg und verantwortlich geleitet von P. Steilen, Begeck. Einzelabgabe durch die Duickborn-Kanzlei in Hamburg.
Druck von August Korowsky in Begeck-Bremen.